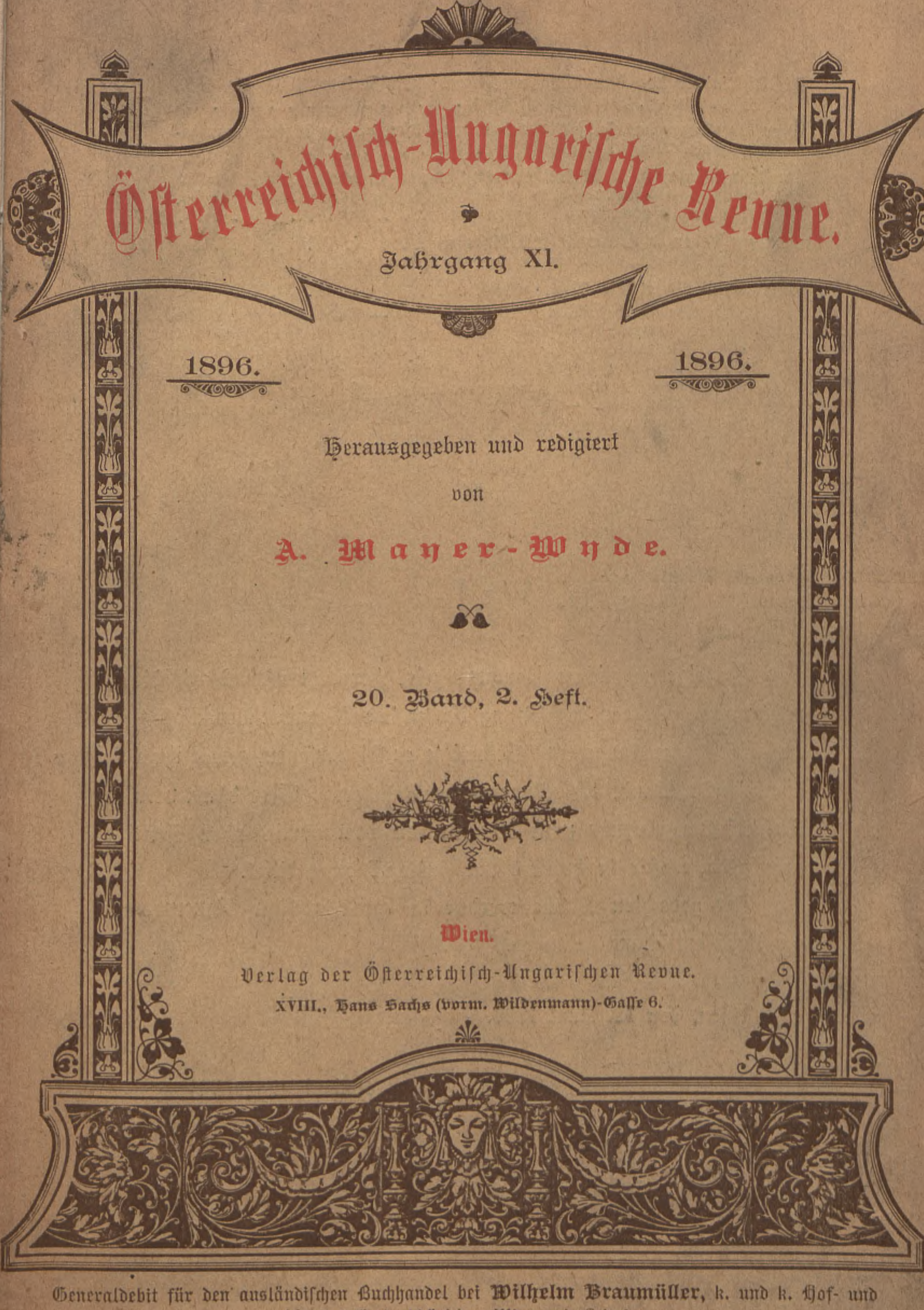


Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang XI.

1896. 1896.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

20. Band, 2. Heft.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei Wilhelm Braumüller, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler, Wien und Leipzig.

Inhalt.

Ew. P. T.!

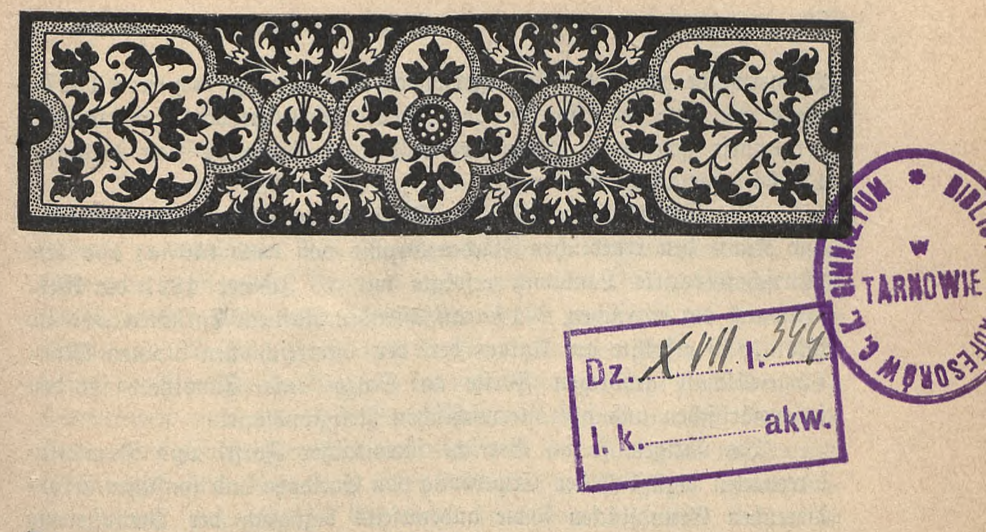
Infolge gänzlichen Raummangels, hervorgerufen durch die nicht vorausgesehene Anhäufung des zu bewältigenden Druckstoffes, muss die hochachtungsvollst Gefertigte es sich versagen, gemäß ihrer kürzlich (20. Band, 1. Heft) gegebenen Zusicherung **Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum 19. Bande** dem vorliegenden Hefte beizufügen, wofür sie höflichst um Entschuldigung bittet.

Die gedachten Stücke werden in der **nächsten Nummer** zur Veröffentlichung gelangen.

Wien, den 12. Juni 1896.

Hochachtungsvollst

Die Redaction.



Die Thätigkeit des österreichischen Ackerbauministeriums 1887 bis 1893.

Von Gustav Voß.
Wien.

(Fortsetzung.)

2. Forstwirtschaft.

Die Verwaltung der Staats- und Fondsforste und Domänen bildet die eine Aufgabe der österreichischen Forsttechniker, und weiters obliegt denselben die behördliche Intervention in Angelegenheiten des privaten Waldbesitzes und der Gemeindewaldungen sowie die Besorgung des stetig an Umfang zunehmenden Wildbachverbauungsdienstes.

Die Staats- und Fondsforste und Domänen umfassen eine Fläche von 1,525.118 *ha*, und bestehen zur Verwaltung derselben sieben Forst- und Domänendirectionen. Im Laufe der Berichtsperiode erfuhr der Besitzstand der Staats- und Fondsgüter durch Kauf, Verkauf und Tausch, durch Grundabtretungen infolge von Servitutenablösung sowie durch Cataster- und Grenzberichtigungen mannigfache Änderungen. Von größter Bedeutung erscheinen hier die in den Jahren 1889 und 1890 realisierten Güterankäufe für den Religionsfond (Forste von Reichraming, Altenmarkt, Groß-Reifling und Wildalpen) und für den Staat (Herrschaft Nadwórna).

Im Bereiche der Forst- und Domänendirection in Wien vergrößerte sich der Wienerwald durch Grundtäusche um 139 *ha*. Von den größeren Transactionen sei hier erwähnt, dass auf Grund des Gesetzes vom 11. August 1891, R. G. Bl. Nr. 124, ein Theil des zum

Wienerwalde gehörigen Anningerforstes im Ausmaße von circa 102 *ha* gegen den in den Catastralgemeinden Schwechatbach und Kaltenbergerforst gelegenen „Augustinerwald" im Ausmaße von beiläufig 118 *ha* abgetauscht wurde.

Die Staatsdomäne Neuberg-Mariazell erhielt durch Grundtäusche und Käufe den erheblichen Flächenzuwachs von rund 446 *ha*; aus dem Wirtschaftsbezirke Lankowitz erfolgte mit 1. Jänner 1891 die Ausscheidung der ärarischen, 271 *ha* umfassenden Rustical-Entitäten, und im Mai 1889 erfolgte der Ankauf der der österreichischen alpinen Montangesellschaft gehörigen Forste im Salza- und Ennsthale für den steiermärkischen und oberösterreichischen Religionsfond.

Im übrigen ist im Bereiche sämmtlicher Forst- und Domänendirectionen bezüglich der Erwerbung von Enclaven und sonstigen arrondierenden Grundstücken sowie andererseits bezüglich der Veräußerung isoliert gelegener und entbehrlicher Grundstücke ein stetiges Fortschreiten zu verzeichnen.

In der Periode, welche dieser Thätigkeitsbericht umfasst, ist wie bisher die Entlastung des Ärarial- und Fondsbesitzes von Servituten im Auge behalten worden. Es wurde jede Gelegenheit wahrgenommen, capitalische Ablösungen nach den vorhandenen Mitteln dort vorzunehmen, wo dieselben vom wirtschaftlichen Standpunkte als zulässig zu erkennen waren; bei Ablösungen mit Grund und Boden ist stets das Augenmerk auf die möglichste Arrondierung des Ärarial- und Fondsbesitzes gerichtet gewesen. Häufig wurden einzelnen Gruppen von Eingeforsteten bei Ausübung ihrer Servitutsrechte verschiedene Erleichterungen eingeräumt, wie die theilweise Ausfolgung von Nutzholz statt Brennholz, die unentgeltliche Überlassung von Abfallholz, die Bewilligung der Streunutzung vom Monat Mai bis October und Errichtung von Streuhütten gegen mäßigen Bodenzins, die billigere und unentgeltliche Überlassung von Schindelholz, die unentgeltliche Überlassung von Holz an weideberechtigte Parteien zur Verpflockung oder Verzäunung von Culturen 2c. Hieraus ist ersichtlich, dass die Staatsforstverwaltung den seit der Servitutenregulierung vielfach geänderten wirtschaftlichen Bedürfnissen so weit Rechnung trägt, als es mit den Interessen der Forstwirtschaft vereinbarlich erscheint. Da im Interesse der pfleglichen Behandlung der Ärarialwälder Restrictionen im Streubezuge unvermeidlich sind, war die Staatsforstverwaltung bemüht, der Bevölkerung Surrogate zu schaffen und zwar durch Aufstellung von Holzwoll- und Torfzerreißmaschinen. Wenn sich auch die Holzwolle mitunter als ein den

Anforderungen des jeweiligen Wirtschaftsbetriebes minder entsprechendes Surrogat darstellte, so dürfte doch die Torfstreu als ein recht guter Ersatz der Waldstreu allmählich weitere Verbreitung finden.

Als eine besonders wichtige, im Jahre 1892 zum Abschlusse gelangte Servitutenablösungsverhandlung ist jene mit der Gemeinde Imer (Tirol) zu erwähnen. Das Ergebnis der durch längere Zeit mit dieser Gemeinde gepflogenen Verhandlungen war das Übereinkommen vom 16. November 1891, wornach das Ärar seinen ganzen in den Gemeinden Transaqua, Mezzano, Imer und S. Bovo gelegenen Besitz — mit Ausnahme der Alpe Neva di Mezzo — mit einer Gesammtfläche von 1611·08 *ha* productivem und 485·16 *ha* unproductivem Boden an die Gemeinde Imer unter gleichzeitiger Ablösung aller ihrer Servitutsrechte auf Staatsforsten und unter Aufhebung aller strittigen Zwischenfragen hypothekenfrei abtrat, wogegen die Gemeinde dem Ärar die Alpe Arzon im Flächenmaße von 29·06 *ha* ins Eigenthum übertrug, eine Baraufzahlung von 22.000 fl. leistete und weiters die vorgenannte Alpe Neva di Mezzo bis Ende des Jahres 1894 auf Wunsch des Ärars um 6000 fl. anzukaufen sich verpflichtete.

Innerhalb der Berichtsperiode und zwar im Jahre 1893 erfolgte eine Neuauflage der „Instruction für die Begrenzung, Vermarkung, Vermessung und Betriebseinrichtung der österreichischen Fondsforste". Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieser Instruction waren fünfzehn Jahre vergangen, und es gaben die in dieser Zeit vollzogenen neuen Einrichtungen wie die im bedeutenden Umfange durchgeführten Revisionen mannigfachen Anlass zur Erweiterung und Ergänzung dieser Vorschriften. Der Sicherung des Besitzes durch die Neuvermarkung abgängiger oder streitiger sowie durch die Erhaltung bestehender Grenzen wurde in der Berichtsperiode die gebürende Würdigung insoweit zutheil, als dies die hierfür zur Verfügung gestellten Geldmittel ermöglichten. Eine nicht unerhebliche Leistung im Vermarkungswesen während des Zeitraumes 1887 bis 1893 im gesammten Dienstbereiche bekundet die bearbeitete Grenzlänge per 5085·43 *km*. Hiervon entfallen auf Neubegrenzungen 1537·36 *km* und auf Grenzrenovierungen 3548·07 *km*, und es erforderten diese Vermarkungsarbeiten einen Kostenaufwand von rund 103.760 fl. Auf den currenten Meter entfällt somit im Durchschnitte (Neuvermarkung und Grenzerhaltung) der Betrag von rund 2·04 Kreuzern. Zur Erzielung eines rascheren Fortganges der Forstvermessungsarbeiten wurde hierbei von der Neuaufnahme der Umfangsgrenzen mittelst des Theodoliths Umgang genommen,

und wurden die Grenzen, insoweit sich keine erheblichen Abweichungen von jenen der Catastralaufnahme constatieren ließen, den Karten der letzteren entnommen.

Was die Forstculturen anbelangt, so ist dem Berichte zu entnehmen, dass während der Jahre 1887 bis 1893 in den Staats- und Fondsforsten mit Einschluss der griechisch-orientalischen Religionsforste der Bukowina mittelst Saat und Pflanzung zusammen 44.231·56 *ha* um den Kostenbetrag von 494.000 fl. aufgeforstet wurden, wobei die zahlreichen Anbauversuche mit Exoten außer Anschlag blieben. Während in den westlich gelegenen Forstcomplexen zum weitaus überwiegenden Theile die Pflanzung Anwendung fand, wurden in den östlich situierten Waldgebieten (Galizien, Bukowina) auch Saaten in bedeutendem Umfange ausgeführt. Die Beschaffung des sämmtlichen im Haushalte der Staats- und Fondsgüter benöthigten Waldsamens in der Eigenregie wurde zwar schon im Jahre 1876 als Norm aufgestellt, jedoch gelangte die Frage der Durchführung der Eigenregie wegen der mitunter in einzelnen Jahren und Örtlichkeiten auftauchenden Schwierigkeiten der Samenbeschaffung nicht allerorts entschieden zum Durchbruche, so dass die Eigenregie nur theilweise in ergiebigen Samenjahren und zumeist nur im Bereiche der Directionen zu Lemberg und Czernowitz für den eigenen Bedarf prakticiert wurde, während die anderen Directionen den jeweiligen Samenbedarf bisher durch Ankauf gedeckt haben. In jüngster Zeit sind indes umfassende Vorkehrungen zur Beschaffung des gesammten Samenbedarfes in Eigenregie getroffen worden.

Hinsichtlich der Fischerei auf den Staats- und Fondsgütern verwertete das Ackerbauministerium Weegers Vorschläge „Über die Aufzucht und Ernährung der Salmoniden und über die Cultur der Crustaceen". Es ließ eine größere Anzahl von Separatabdrücken der genannten Schrift anfertigen und entsprechend vertheilen, um zur Erzeugung von sogenanntem Naturfutter (Crustaceen u. s. w.) behufs Auffütterung von Einsatzfischen aufzumuntern. Nach den eingelangten Berichten wurden bisher Anlagen zur Erzeugung von Crustaceen errichtet und mit Erfolg betrieben: in Spital am Pyhrn, in Gosau und in Greith bei Gusswerk.

Der vom 4. österreichischen Fischereitag, Wien 1890, so warm empfohlenen Wiederaufnahme aufgelassener Teichwirtschaften wurde durch Wiederherstellung und Neubespannung von Teichen auf den Religionsfondsdomänen Spital am Pyhrn und Landstraß Rechnung getragen. Auch wurden die Fischzucht und der Fischereibetrieb in den

Lehrplan der Försterschulen aufgenommen und denselben für den praktischen Unterricht entsprechende Fischwässer zugewiesen und Fischzuchtanstalten mit Aufzuchtteichen angelegt.

Bezüglich der Ausübung der Jagd auf den Staats- und Fondsgütern sei angeführt, dass in den Jahren 1887 bis inclusive 1893 erlegt wurden: 974 Stück Schwarzwild, 2093 Stück Edelwild, 1378 Stück Gemswild, 7351 Stück Rehwild und 19.533 Hasen. Auerhähne wurden 1127 und Birkhähne 869 Stück erlegt. Von schädlichem Wild wurden 60 Bären, 115 Wölfe, 5114 Füchse, 116 Fischottern, 196 Dachse, 136 Adler und 151 Geier erlegt.

An weiteren wirtschaftlichen Maßnahmen verdienen die Übernahme der „Erzherzogin Marie Valerie-Quelle" bei Goisern und die Errichtung einer Cellulosefabrik in Hallein hervorgehoben zu werden. Den Impuls zur Errichtung dieser Fabrik gab die Verringerung der Nachfrage nach Brennholz, welche zur Aufsuchung neuer Absatzquellen wenigstens für die besseren Sortimente des Brennholzes nöthigte. Die hierauf gerichteten Bestrebungen des Ackerbauministeriums führten im Jahre 1892 zur Errichtung einer ausgedehnten Cellulosefabrik unter Benützung der Wasserkraft des vorbeifließenden Salzachflusses durch die zum Geschäftsbetriebe in Österreich zugelassene Actiengesellschaft „The Kellner-Partington Paper Pulp Company limited in Manchester". Der betreffende Vertrag wurde auf zehn Jahre abgeschlossen. Die Vortheile der Inslebenrufung dieser Fabrik äußern sich nach verschiedenen Richtungen. Für das Forstärar liegen sie in der angebahnten Beseitigung des durch die bedeutenden Servitutslasten hervorgerufenen jährlichen Gebarungsdeficites infolge Erzielung eines höheren Pachtzinses und eines gesteigerten Stockzinses, für das Finanzärar in der Schaffung eines bedeutenden Steuerobjectes, für die einheimische Bevölkerung in der vermehrten Gelegenheit zur Arbeit. Der Holzverkauf an die Gesellschaft wurde selbstverständlich unter Bedingungen abgeschlossen, die weder die volle Abgabe der urkundenmäßigen Servitutsgebüren in Frage stellen, noch eine größere Holzentnahme nothwendig machen, als die conservativen Wirtschaftspläne zulassen.

Eine nicht unbedeutende Einnahme ergab während der Jahre 1887 bis inclusive 1893 die Percentualabgabe vom Bruttoertrage der Erdöl-Exploitation auf den galizischen Staatsgütern. Es hat jedoch dieser Industriezweig wie in Galizien überhaupt, so auch auf den Staatsgütern nicht jenen anfänglich erhofften Aufschwung genommen und ist auch die Einnahme des Ärars aus demselben im Sinken begriffen. Die

ursprünglich rege Bewerbung um Überlassung ärarischer Terrains zur Exploitation von Erdöl und Erdwachs hat abgenommen, und wurden während der Berichtsperiode nur wenige einschlägige Verträge abgeschlossen, dagegen von den bestandenen einige aufgelöst. Gegenwärtig wird die Exploitation nur auf einigen Grundstücken der Staatsherrschaften Pczeniżyn, Dobromil, Drohobycz, Bolechów und Nadwórna betrieben.

Auf Grund des Landesgesetzes für Galizien vom 22. April 1889, L.-G.-Bl. Nr. 30, ist das Ausschank- und Verschleißrecht der Propinationsgetränke in diesem Lande mit 1. Jänner 1890 gegen Entschädigung der bis dahin Berechtigten auf das Land übergegangen. Mit diesem Zeitpunkte wurde daher auch das dem Ärar und dem katholischen Religionsfonde zustehende Propinationsrecht durch Zahlung einer entsprechend ermittelten Äquivalentsumme vom Lande abgelöst. Das Ablösungscapital von rund 2,032.000 fl. wurde theils zum Ankauf der Herrschaft Nadwórna, theils für dringende Investitionen im Curorte Krynica verwendet. Die zahlreichen dem Ärar und dem Religionsfonde gehörigen Wirtshäuser finden vorläufig entsprechende Verwendung durch Vermietung, um nach und nach entweder veräußert oder abgetauscht zu werden. Die Frequenz des erwähnten Curortes Krynica hat ebensowie der Bäderverbrauch während der Berichtsperiode eine erfreuliche Steigerung erfahren; dagegen ist in der Versendung des Krynicaer Mineralwassers ein constanter Rückgang eingetreten, weil der Consum der reinen Eisensäuerlinge, zu welchen dieses Wasser gehört, infolge des sich immer mehr ausbreitenden Gebrauches von arseniksauren Eisenwässern und von künstlichen gashältigen Säuerlingen abgenommen hat, und weil der Export des Krynicaer Wassers ins Ausland unter den hohen Zollsätzen leidet. Von den zur Hebung des Curortes getroffenen Maßregeln ist die Vollendung des Baues eines neuen Curhauses sowie einer neuen Kirche, zu welch letzterem aus den Curanstaltsrenten ein Beitrag von 6000 fl. geleistet wurde, zu erwähnen.

Unter den in die oberste Verwaltung des Ackerbauministeriums übergegangenen Forsten befand sich auch der Studienfondsforst auf der Insel Meleda in Dalmatien. Im Gebiete dieser Forste hatten sich unter der Patronanz des damaligen Klosters Santa Maria del Lago, welches in einem von ihnen umschlossenen See auf einer kleinen Insel gelegen ist, im Jahre 1793 einige Hirten angesiedelt, welche als Colonen und Contadinen dem Kloster dienten und bestimmte zuge-

wiesene Gründe bebauten. Obwohl nun die Rechte und Pflichten dieser Ansiedler genau umgrenzt waren, so wuchsen mit der Zunahme der Ansiedler doch die Ansprüche derselben. Der hierüber entstandene Rechtsstreit wurde allerdings zu Ungunsten der Bevölkerung entschieden, aber trotzdem besserten sich die Verhältnisse dieses Fondsforstes nicht im geringsten; mehr denn je beharrte die Bevölkerung auf der Erfüllung aller ihrer Ansprüche. Sie trat jeder waldwirtschaftlichen und den Schutz des Forstes bezweckenden Maßnahme entgegen und nahm sogar eine drohende Haltung gegen die Organe der Fondsforstverwaltung ein. Die genaue Prüfung aller einschlägigen rechtlichen Verhältnisse unter Zurückführung derselben auf die wichtigen Bestimmungen und Verfügungen der ehemaligen Republik Ragusa und die eingehende Würdigung aller thatsächlichen, seit nahezu hundert Jahren in dieser Beziehung bestehenden Verhältnisse ergaben, dass zwar die erhobenen Anforderungen in ihrem ganzen Umfange rechtlich nicht begründet seien, dass aber die Zugestehung eines großen Theiles der gemachten Ansprüche für die Bevölkerung eine Existenzfrage bilde. Es wurde daher eine Reihe von Vergleichen genehmigt, in denen unter Auflösung des Colonenverhältnisses durch entgeltliche Überlassung von Cultur- und anschließenden kleineren Waldgründen an die einzelnen Familien sowie durch Zuweisung größerer Waldcomplexe an die vier Ansiedlungsgruppen der Fraction zur Deckung der Bauholzbedürfnisse und durch weitere Bestimmungen über die Weide- und Fischereiverhältnisse den Lebensbedingungen der dortigen Bevölkerung Rechnung getragen und doch auch das Interesse des Studienfonds gewahrt wurde, indem der größte Theil des Fondsgutes als Waldboden der forstlichen Pflege und Nutzung erhalten blieb.

Die für den privaten Waldbesitz im Jahre 1883 geschaffene Neuorganisation des forsttechnischen Dienstes der politischen Verwaltung hat im Laufe der Berichtsperiode nicht unwesentliche Änderungen und Verbesserungen erfahren. Die Angliederung dieses Institutes an die politische Verwaltung bringt es mit sich, dass sämmtliche Fragen forstlicher Natur, welche vom Standpunkte der öffentlichen Interessen zu beantworten sind, und fast alle anderen forstlichen Angelegenheiten, die eine behördliche Intervention verlangen, der Beurtheilung und Begutachtung seitens der Forsttechniker unterzogen werden; es ist den letzteren hierdurch möglich geworden, sich häufig bei den Groß- und Kleinwaldbesitzern eine Vertrauensstellung zu schaffen und durch Rath und That für die Hebung der Forstcultur zu wirken. Durch die genaue

Durchforschung der Waldgebiete werden gesetzwidrige Waldzustände bloßgelegt und Substrate geschaffen, welche die Grundlage für behördliche Maßnahmen bilden, die eine dauernde, intensive Überwachung besonders wichtiger Waldtheile einleiten. Insbesondere wurde der in den Wäldern des Kleingrundbesitzes öfters arg vernachlässigte Culturbetrieb gefördert, und es sind so nicht nur im Karstgebiete, wo die Aufforstungsthätigkeit durch Specialgesetze organisiert wurde, sondern auch in den übrigen Waldgebieten nennenswerte Erfolge erzielt worden. Vollständig bewährt hat sich die Organisation der Forsttechniker in dem steten Kampfe, welchen der Forstwirt gegen schädliche Elementarereignisse, namentlich aber forstschädliche Insecten zu führen hat.

Die Forsttechniker der politischen Verwaltung haben jedoch nicht bloß bei der Handhabung des Forstgesetzes mitzuwirken und ihre Fachkenntnisse im Wege behördlicher Verfügungen zum Nutzen des Waldstandes ihres Dienstbereiches zu verwerten, sondern sie müssen auch in vielen Fällen thatsächlich als Wirtschaftsführer fungieren oder haben mindestens durch die Ausarbeitung von Wirtschaftsordnungen und Betriebsplänen die Basis für eine rationelle Waldwirtschaft zu schaffen. Da die Forsttechniker der politischen Verwaltung bei den Amtshandlungen der politischen Behörden als Sachverständige in Verwendung kommen, so ist das ganze Gebiet des forstlichen Bringungswesens, der Forstservituten, der Bestellung von Forstwirten und Forstschutzorganen, des Forststrafverfahrens &c. ein Arbeitsfeld dieser Organe. Bei den Maßnahmen anderer Behörden, welche sich auf Wälder und deren Producte beziehen, werden in vielen Fällen die Anträge und Gutachten der landesfürstlichen Forsttechniker zugrunde gelegt, und ist diesbezüglich insbesondere auf die einer gebundenen Wirtschaft unterworfenen Fideicommiss-, Stiftungs-, Pfründen- und Kirchenwaldungen hinzuweisen.

Es liegt in der Natur der Sache, dass jeder Waldbesitz von bedeutender Ausdehnung alljährlich mit den Folgen schädlicher Einflüsse zu rechnen hat, und waren innerhalb des Berichtszeitraumes hauptsächlich Elementarereignisse, weniger hingegen Insectenschäden und widerrechtliche Eingriffe die Ursache wesentlicher Betriebsstörungen und größerer finanzieller Verluste. Mächtige Verheerungen richteten die Wolkenbrüche an, die am 8. August und 24. November 1890 im Bereiche der böhmischen Staatsforste Platten und Joachimsthal niedergegangen waren. Abgesehen von den Beschädigungen an Grund und

Boden durch Uferbrüche, Erdabrutschungen 2c., beanspruchte die nothdürftigste Wiederherstellung der zerstörten Bringungsanstalten allein einen Kostenaufwand von 7000 fl. Enorme Verwüstungen richtete das Hochwasser vom 3. bis 13. Juni 1893 in fast sämmtlichen Staatsforstbezirken Galiziens an. Abgesehen von erheblichen Verlusten an aufbereiteten Holzmaterialien infolge Abschwemmung, von Erdabrutschungen, Uferbrüchen, Verschlammungen der Ufergelände 2c., überstieg der allein an ärarischen Betriebsbauten erwachsene Schaden den Betrag von 30.000 fl.

Verhängnisvoll für die Staats- und Fondsforste waren die Orkane der Jahre 1888 und 1890. In den Monaten Februar und März 1888 fielen im Wirtschaftsbezirke Joachimsthal in Böhmen über 10.000 m^3, im Wirtschaftsbezirke Attergau des oberösterreichischen Salzkammergutes gleichfalls über 10.000 m^3, im October desselben Jahres im Wirtschaftsbezirke Tarvis in Kärnten über 25.000 m^3, in dem galizischen Bezirke Mizun über 7000 m^3, in Lopianka 12.000 m^3, in Suchodol 40.000 m^3 und in Polanica 12.000 m^3 dem Sturme zum Opfer. Im Jahre 1888 wurden im galizischen Wirtschaftsbezirke Muszina über 8 *ha* eines 40- bis 50jährigen Fichtenbestandes durch einen Sturm niedergelegt. Ebenso intensiv gestalteten sich die Windschäden des Jahres 1890, welche zudem eine größere Ausbreitung als jene vom Jahre 1888 erlangten. Der Orkan vom 24. und 25. Jänner 1890 hatte im Gebiete des Wienerwaldes allein einen Schadenholzanfall von über 38.000 m^3 im Gefolge. Die gleiche Holzmenge wurde dem Sturme vom 18. und 19. März 1890 im Wirtschaftsbezirke Offensee im Salzkammergute zur Beute.

Im Bereiche der Staats- und Fondsforste haben 154 Brände und zwar 131 eigentliche Waldbrände und 23 Brände von Baulichkeiten stattgefunden. Verhältnismäßig häufig, jedoch infolge der überwiegenden Laubholzbestockung glücklicherweise auf eine geringe Flächenausdehnung beschränkt pflegen die Brände im Wienerwalde aufzutreten, deren Entstehung lediglich dem unvorsichtigen Gebaren mit Zündhölzchen seitens der überaus zahlreichen städtischen Sonntagsausflügler zuzuschreiben ist. Eine durchschnittlich bedeutende Ausdehnung erlangen hingegen die in den Karpathenforsten Galiziens entstehenden einzelnen Waldbrände. Dieser Umstand findet seine Erklärung in dem Vorhandensein reichlichen Brennstoffes in den dem Urwalde angehörigen Nadelholzbeständen wie in der großen Entfernung der Brandorte von menschlichen Wohnungen, wodurch eine rasche und aus-

reichende Hilfe unmöglich gemacht wird. Als Branderreger treten hier nicht selten Blitzschläge auf.

Die Häufigkeit der meist auf bloße Unvorsichtigkeit zurückzuführenden Brandschäden mag aus Folgendem geschlossen werden: Niederösterreich zählt 119 Fälle mit zusammen 245 *ha* Brandfläche, Oberösterreich 20 Fälle mit 16 *ha*, Tirol und Vorarlberg 200 Fälle mit 667 *ha*, Steiermark 190 Fälle mit 428 *ha*, Kärnten 153 Fälle mit 484 *ha*, Krain 3 Fälle mit 117 *ha*, Küstenland 169 Fälle mit 107 *ha*, Dalmatien 175 Fälle mit 1668 *ha*, Galizien 181 Fälle mit 1277 *ha*, Bukowina 32 Fälle mit 1451 *ha*.

Von den für die Forstculturen nachtheiligen Folgen örtlich auftretender Früh- und Spätfröste sowie anhaltender Dürre sei hier abgesehen. Sehr verderblich äußerten sich jedoch die Wirkungen des Schneedruckes und des Eisanhanges im Jahre 1888 für die Staatsforste Joachimsthal und Platten im böhmischen Erzgebirge; es betrug der Anfall an Schneedruckhölzern im ersteren Bezirke 10.700 m^3, in letzterem 14.500 m^3. Auch sei hier erwähnt, dass durch Hagelschläge 11.000 Stück Ulmenpflanzen in einem Pflanzgarten des Wirtschaftsbezirkes Nahujowice vernichtet und 150 *ha* Eichen-, Ahorn- und Eschenculturen im Wirtschaftsbezirke Kalusz (Galizien) nachhaltig beschädigt wurden. Geradezu verheerend erwiesen sich die Folgen der zahlreichen Lawinengänge in den Jahren 1887, 1888, 1892 und 1893. In den beiden ersteren Jahren betrug der Anfall an gebrochenen und entwurzelten Lawinenhölzern im Wirtschaftsbezirke Tarvis allein bei 10.000 m^3. Im Jahre 1888 fielen diesem Elementarereignisse in den Staatsforsten Tirols über 20.000 m^3, in jenen Salzburgs bei 10.000 m^3 und in den Salzkammergutsforsten gegen 7000 m^3 Holz zum Opfer.

Von den forstschädlichen Insecten war es in erster Linie die Nonne (Psylura monacha), welche durch ihr massenhaftes Auftreten in Böhmen, Mähren, Niederösterreich und Oberösterreich die Bevölkerung beunruhigte und große Schäden verursachte. In den befallenen Gebieten leiteten in den Jahren 1890 bis 1893 die landesfürstlichen Forsttechniker im Vereine mit dem Localforstpersonale die Vertilgungsarbeiten. Allerdings haben Krankheiten (Schlaffsucht) und die natürlichen Feinde des Insectes (Ichneumonen, Tachinen &c.) zur Beendigung dieser Calamität hervorragend beigetragen, dieses Walten der Natur wurde aber durch die Bekämpfungsarbeiten wesentlich gefördert. Die Staats- und Fondsforste blieben während der Berichtsperiode von einer eigentlichen In-

sectencalamität verschont, doch erforderte das zeitweise vermehrte Auftreten verschiedener Bestandes- und Culturverderber eine unausgesetzte Abwehr. Beispielsweise trat im Jahre 1891 in den Pflanzengärten des Wirtschaftsbezirkes Wegscheid der kleine schwarze Rüsselkäfer (Otiorhynchus ovolus) schädigend auf und wurde in 14.800 Exemplaren vernichtet. Im Jahre 1891 zeigte sich in einigen Wirtschaftsbezirken Galiziens, dann in den Wirtschaftsbezirken Hořic, Neunzen und Mondsee ein das Maß sporadischer Fälle überschreitendes Auftreten des Nonnenfalters (Psylura monacha), von welchem im Bezirke Gawlowek (Galizien) 6000 Stücke, im Bezirke Mondsee gegen 2000 Stücke vertilgt wurden. Im darauffolgenden Jahre hatten die umfassend eingeleiteten Vertilgungsmaßnahmen im Wirtschaftsbezirke Gawlowek die Vernichtung von 57.700 Raupenspiegeln, Raupen, Puppen und Faltern, im Wirtschaftsbezirke Stanislawice von 31.000 Raupen, Puppen und Schmetterlingen und im Wirtschaftsbezirke Hořic von 9820 Raupen und Faltern ergeben.

Endlich gelangten in den Staats- und Fondsforsten während der Betriebsperiode 173.429 Forstfrevel und 50.708 Diebstähle, zusammen 224.137 Fälle, mit einem Gesammtschadenersatzbetrage von 189.109 fl. zur Anzeige.

Bezüglich der forsttechnischen Staatsprüfungen wurde mit der Verordnung des Ackerbauministeriums vom 6. Juli 1893, R. G. Bl. Nr. 18, die im Ackerbauministerium abzuhaltende Prüfung geregelt und muss deren Ablegung nunmehr von jedem Bewerber um eine rangsclassenmäßige Stelle im forsttechnischen Dienste nachgewiesen werden. Desgleichen hatte sich die Nothwendigkeit herausgestellt, die Staatsprüfung für Forstwirte überhaupt sowie die Prüfung für das Forstschutz- und zugleich technische Hilfspersonale den geänderten Verhältnissen anzupassen und ferner auch eine Prüfung für den Jagd- und Jagdschutzdienst einzuführen. (Vgl. Vrdgn. vom 11. Februar 1889, R. G. Bl. Nr. 23, und vom 14. Juni 1889, R. G. Bl. Nr. 100.)

Von den zur Prüfung für Forstwirte angemeldeten Candidaten sind 122 (22%) zurückgetreten, während von den bei der Prüfung erschienenen 423 oder 78% Candidaten 13·3% die Note „vorzüglich", 61·5% die Note „befähigt" erhalten haben und 25·3% reprobiert wurden. Von der Prüfung für das Forstschutz- und technische Hilfspersonale sind 182 (9%) Candidaten zurückgetreten, während von den 1821 oder 91% Candidaten, welche sich der Prüfung unterzogen haben, 15·5% die Note „sehr brauchbar", 63·8% die Note „brauchbar" erhielten und 20·7% reprobiert wurden.

Während der Betriebsperiode waren die Försterschulen Hall in Tirol, Gusswerk in Steiermark, Bolechów in Galizien und Idria in Krain von 316 Zöglingen besucht, welche 234 Stipendien im Betrage von 44.227 fl. oder durchschnittlich 190 fl. pro Jahr und Schüler genossen. Der Unterrichtserfolg war im großen ganzen ein befriedigender, und dass diese Anstalten ihren Zweck, ein tüchtiges Personale für den Forstschutz- und technischen Hilfsdienst zu erziehen, erfüllen, ist daraus zu erkennen, dass viele Privatwaldbesitzer Abiturienten der staatlichen Försterschulen mit Vorliebe in ihre Dienste aufnehmen.

Ein geschultes Forstpersonale erscheint umso nöthiger, als sich vielfach die Tendenz zeigt, den landwirtschaftlichen Betrieb auf Kosten der Forstwirtschaft zu erweitern. Dieser Absicht kann entsprochen werden, falls öffentliche Interessen hierdurch nicht gefährdet werden und die in Aussicht genommenen Waldflächen bei geänderter Culturgattung auch wirklich eine dauernde ertragreiche Benützung versprechen; es muss derselben jedoch entgegengetreten werden, sobald Culturumwandlungen angestrebt oder sogar gesetzwidrig vorgenommen werden unter Verhältnissen, welche die Erhaltung der Waldcultur aus Rücksichten der allgemeinen Wohlfahrt fordern. Die Forsttechniker, welchen die fachmännische Beurtheilung der Zulässigkeit solcher Culturänderungen oblag, waren bestrebt, den volkswirtschaftlichen Anforderungen nach Möglichkeit Rechnung zu tragen. Das Entgegenkommen der Forstorgane mag daraus ersehen werden, dass während der Betriebsperiode Rodungsbewilligungen für eine Gesammtwaldfläche von 19.590 *ha* ertheilt wurden, welche 3344 Einzelfälle in sich schließen.

Im Gegensatze hierzu musste natürlich eine gleich rege Aufmerksamkeit der Wiederaufforstung der abgestockten Waldflächen sowie der Neubewaldung bisher ertragsloser, aber zur Holzzucht geeigneter Gründe zugewandt werden. Den Forsttechnikern der politischen Verwaltung gelang es, in dieser Hinsicht ganz anerkennenswerte Erfolge zu erzielen.

Aufforstungsaufträge wurden ertheilt: in Niederösterreich 795, Oberösterreich 1445, Tirol, Steiermark, Kärnten, Böhmen je circa 3000 ꝛc. Um diesen Aufforstungsaufträgen die Realisierung zu sichern, fand sich das Ackerbauministerium bestimmt, den hierzu Verpflichteten ihre Aufgabe durch theils entgeltliche, theils unentgeltliche Abtretung der hierzu nöthigen Holzpflanzen zu erleichtern. Es sei angeführt, dass während der Berichtszeit für Niederösterreich 1,857.000 Forstpflanzen, für Steiermark 2,592.000, für Mähren 9,110.000, für Krain und

Tirol je 16 bis 17 Millionen, für das Küstenland 37 Millionen und für Galizien 55 Millionen Pflanzen unentgeltlich verabfolgt wurden.

Analog den landwirtschaftlichen Versuchsstationen besteht für die Forstwirtschaft die k. k. forstliche Versuchsstation in Mariabrunn. Diese Versuchsstation übersiedelte im Monate August 1887 aus ihren bisherigen Amtslocalitäten nach Mariabrunn in das Gebäude der ehemaligen Forstakademie, und verwaltet dieselbe auch die im Anstaltsgebäude befindlichen, dem Ackerbauministerium gehörenden Museen. In dem beim Amtsgebäude liegenden Versuchsgarten gelangten die Versuche über die künstliche und natürliche Begründung der Bestände in eigener Regie zur Durchführung. Es wurden hier die aus früheren Jahren überkommenen Versuche fortgesetzt, welche sich mit der Frage der Vortheile einer Cultur mit verschulten gegenüber einer solchen mit nicht verschulten Pflanzen beschäftigen, und veranlasste weiters der von schwedischen Händlern warm empfohlene Anbau nordischen Saatgutes der Fichte und Weißföhre in den mitteleuropäischen Forsten, insbesondere dessen Verwendung im alpinen Hochgebirge die Durchführung vergleichender Anbauversuche vorerst im Mariabrunner Garten, dann auf ständigen Freilandsflächen im Wienerwalde, in Mähren und auch in den Alpen. In das Gebiet der forstlichen Zuchtwahl gehören wie die erwähnten Versuche so auch die vergleichenden Studien mit Lärchen Tiroler und österreichisch-schlesischer Provenienz sowie die Versuche über den Wechsel des Saatgutes aus der Tieflage ins Hochgebirge und umgekehrt. Einem sehr nahe verwandten Fragencomplex gehören ferner jene Arbeiten an, welche sich mit dem Einflusse der Größe des Samens beschäftigten, in den letzten Jahren hauptsächlich mit der Fichte, Weißföhre, Eiche, Rosskastanie und Schwarznuss durchgeführt wurden, die Construction eines Keimkastens nach System Rodewald veranlassten und dazu führten, die Nothwendigkeit der Waldsamencontrole zu erweisen. Hierher zu zählen sind auch jene Arbeiten, welche den Einfluss der Pflanzzeit und der Pflanztiefe der Culturen zum Gegenstande haben.

Die steigende Bedeutung der Weidenhegerwirtschaft und der Umstand, dass bei derselben die Auswahl des richtigen Culturmateriales den Erfolg hauptsächlich beeinflusst, führten zur Errichtung eines Salicetums in Mariabrunn. Dasselbe besteht aus einer bei 450 reine Species, Varietäten und Blendlinge enthaltenden botanischen Sammlung und aus einem Weidenheger, welcher 48 mehr oder weniger anerkannte und gangbare Gebrauchsweidesorten umfasst. Aus beiden An-

lagen werden alljährlich Weidenstecklinge abgegeben, deren Zahl im Frühjahre 1893 ungefähr 60.000 betrug.

Was die Versuche über die künstliche Begründung der Bestände im Freilande betrifft, so fällt der Beginn einer intensiveren Action auf diesem Gebiete in das Jahr 1887. Die Versuche selbst umfassen beinahe das ganze Culturwesen; es wurden hierbei verschiedene Methoden der Saat und Pflanzung, verschiedene Arten der Bodenbearbeitung, im besonderen die wichtige Frage der Pflanzenzahl pro Hektar (Pflanzverband und Pflanzweite) und die Verwendung verschiedenen Pflanzenmateriales in Berücksichtigung gezogen. Wegen Einführung ausländischer Holzarten in unsere Forste lenkte die Versuchsstation die Aufmerksamkeit auf das in dieser Hinsicht hochinteressante mediterrane Gebiet Österreichs. Fortgesetzt wurden die Schneitelversuche, die Durchforstungsversuche und die Versuche über den Einfluss der Lichtstellung auf Zuwachs, Form und Masse von Bäumen und Beständen. Eine weitere hierher gehörige Versuchsreihe betrifft Holzfällungs-, Schälungs- und Bringungsversuche sowie Experimente mit verschiedenen Conservierungsmitteln. Von neuen Instrumenten gelangten zur Probe eine optische Kluppe in fünf verschiedenen Adjustierungen, neu construierte Präcisionskluppen und Zuwachsmesser, endlich ein Steigrahmen zur Vornahme beliebiger Operationen in verschiedenen Baumhöhen.

Der entomologischen Thätigkeit der Versuchsstation wurde durch die im Jahre 1889 über die Forste von ganz Mitteleuropa hereingebrochene Invasion des Nonnenspinners (Psylura monacha L.) ein weites Feld eröffnet. Die einschlägigen Studien betreffen sowohl die Morphologie, Biologie und Pathologie dieses Schädlings, als die Versuchsergebnisse über den Gebrauchswert einiger Mittel zur Vertilgung der Raupen.

Die forstmeteorologischen Beobachtungen beschäftigten sich während der Berichtsperiode vornehmlich mit der Frage des Einflusses der Wälder auf das Klima ihrer näheren oder entfernteren Umgebung und suchten die dafür als geeignetste erscheinende Methode festzustellen.

In legislativer Hinsicht war während der Berichtsperiode das Ackerbauministerium fortgesetzt bemüht, erschöpfendes Material für die Wiedereinbringung eines Forstgesetzes im Reichsrathe zu sammeln. Die einschlägigen Studien führten zu dem Ergebnisse, dass es entsprechender sei, die Reform des Forstgesetzes ohne ein Reichsrahmengesetz im Wege der Landesgesetzgebung durchzuführen. Die Einbringung solcher Landesforstgesetze musste jedoch dem Zeitpunkte vorbehalten bleiben, bis die

Regelung der Frage, welche Grundstücke überhaupt als Waldgrundstücke zu behandeln wären, durch das zu erlassende Gesetz, betreffend die Revision des Grundsteuercatasters, ermöglicht sein würde. Für Istrien wurde ein Karstaufforstungsgesetz erlassen und wird der benöthigte Aufforstungsfond durch die von der Staatsverwaltung sowie vom Lande zu leistenden Beiträge gebildet. Bei Feststellung der aufzuforstenden Grundstücke wurde besonders die Bewaldung der Bergkuppen ober dem Karstplateau, dann der schroffen Abhänge dieses Plateaus und der längs der istrianischen Eisenbahnlinien gelegenen Grundstücke ins Auge gefasst.

Hinsichtlich der Durchführung von Waldrodungen im Grundsteuercataster wurde angeordnet, dass die Vormerkung, beziehungsweise Ersichtlichmachung der Culturänderung in den Besitzbogen nur dann stattzufinden hat, wenn eine in Gemäßheit des Forstgesetzes ertheilte Bewilligung hierzu vorliegt. Die Evidenzhaltungsbeamten wurden angewiesen, die ihnen anläslich ihrer Amtshandlungen zur Kenntnis gelangenden Culturumwandlungen von Waldgrund, für welche behördliche Bewilligungen nicht ertheilt wurden, unverzüglich der politischen Behörde anzuzeigen. An weiteren forstpolizeilichen Maßnahmen sind hervorzuheben die für Salzburg in Aussicht genommenen Vorschriften, betreffend das Abbrennen und den kahlen Abtrieb des Krummholzes, die Fällung der Hölzer in Wildbachgebieten, die Reinhaltung der Wildbäche und die Benützung der Flüsse und Bäche zur Holzbringung. Bezweckt wird durch diese Vorschriften die thunlichste Hintanhaltung der Bildung neuer Wildbäche, dann die Verminderung der Geschiebeführung in den schon bestehenden. Im Hinblicke auf die ungeregelte, vielfach devastatorische Ausübung der Harz- und Terpentingewinnung erschien es geboten, durch gesetzliche Bestimmungen dieser Schädigung der Wälder und besonders der Gewinnung dieser Producte im Wege des Frevels möglichst vorzubeugen. Die Gewinnung von Harz (Pech) und Terpentin (Lörget) wurde in allen Waldungen und ebenso auch auf anderen mit Nadelholz bestockten Grundflächen (eigenen und fremden) an die Bewilligung der politischen Behörden gebunden. Den Nutzungsberechtigten werden Erlaubnisscheine ausgestellt, welche sie bei Vornahme der Nutzungen bei sich zu führen und den Waldaufsichts- und Sicherheitsorganen auf Verlangen vorzuweisen haben. Bei Versendung oder beim Verkaufe von Harz oder Terpentin ist deren Provenienz durch Lieferscheine nachzuweisen.

Für Tirol und Vorarlberg wurde, um die Gewinnung der Aststreu in den mit Streubezugsrechten belasteten Staats- und Fondsforsten zu regeln, eine entsprechende Instruction hinausgegeben, und behufs Einschränkung der Ziegen- und Schafweide wurden Bestimmungen hinsichtlich der Auftheilung der Ziegenzahl unter die Weideinteressenten, der Festsetzung der Weidezeit und Bestellung von Hirten erlassen, endlich wurde in den an der Holzvegetationsgrenze gelegenen Waldtheilen die Ziegenweide ganz verboten.

Um eine forstpolizeilich und technisch-ökonomisch richtige Behandlung der im Bereiche des Karstes in der Markgrafschaft Istrien gelegenen Wälder der Gemeinden und Gemeindegenossenschaften zu sichern, wurde die Bestellung des Forstwirtschafts- und Forstaufsichtspersonales für diese Wälder gesetzlich geordnet. In Böhmen wurde gleichfalls die Bewirtschaftung der Gemeindewälder durch das Gesetz vom Jahre 1893 geregelt, welches Bestimmungen enthält über die Aufstellung von Wirtschaftsplänen und die Überwachung der Einhaltung der letzteren sowie über die Bestellung befähigter Forstwirte als Wirtschaftsführer.

Die während der Berichtsperiode in zehn Landtagen eingebrachten Jagdgesetzentwürfe sind einheitliche Codificationen des gesammten das Jagdwesen betreffenden rechtlichen Stoffes und haben theils eine Wiederholung und Weiterbildung der bisher geltenden Grundsätze, theils eine Reform derselben zum Zwecke. Von den materiellen Neuerungen sind hauptsächlich hervorzuheben: die Begriffsbestimmungen des Jagdrechtes, die Feststellung der jagdbaren Thiere, die Ausdehnung der Befugnisse zur Eigenjagd auf eingefriedeten Grundstücken, die Bestimmung der Jagdpachtdauer, die Feststellung und Anmeldung der Jagdgebiete für die Jagdpachtdauer, die Art der Regelung der Enclavenfrage, Detailbestimmungen betreffs der Verpachtung von Gemeindejagden, die Bestimmungen über Veränderungen am Grundbesitze während des Jagdpachtes, die Festsetzung von Schonzeiten im Verordnungswege, die Vorschriften über den Schutz der Landescultur gegen Überhegung von Wild, die Regelung des Rechtes der Erlegung schädlicher Thiere, endlich die Bestimmungen über den Ersatz von Jagd- und Wildschäden. Diese Regierungsvorlage gelangte jedoch während der Berichtsperiode lediglich in dem Landtage von Vorarlberg zur Annahme. (Schluss folgt.)

Über die Grenze des Subjectiven und des Objectiven im Wahrnehmungsprocess.

Von F. v. Feldegg.

Wien.

Ich glaube keinen principiellen Widerspruch befürchten zu müssen, wenn ich die gesammte Wirklichkeit in ihrem durchgängigen Zusammenhange als realphänomenale Causalität bezeichne, die, soweit sie mit dem Subjecte in Verbindung tritt, zum Wahrnehmungsprocess wird. An welchem Punkte, bei welcher Veranlassung wir auch immer die Wirklichkeit in Augenschein nehmen, stets zeigt sie sich uns als eine Reihe von Ursachen und Wirkungen, die für unser Subject eben von jenem Punkte auszulaufen scheinen, wo wir in die Wirklichkeit geblickt haben.

In der realphänomenalen Causalität, beziehungsweise im Wahrnehmungsprocesse gibt es nun aber offenbar objective und subjective Elemente; jene constituieren in ihrer Gesammtheit das, was wir kurz aber treffend als Außenwelt, diese, was wir als Innenwelt bezeichnen.

Die Sonderung beider Elementgruppen, die Trennung zwischen Objectivem und Subjectivem, die Bestimmung einer „Grenze" zwischen beiden ist die vornehmste Aufgabe der Erkenntnistheorie. Auf welche Weise pflegt nun diese Aufgabe heute gelöst zu werden — auf welche Weise sollte sie es werden, um dem Problem wirklich zu genügen? Dies darzulegen ist der Zweck nachfolgender Abhandlung.

*

Die Physiologen sind darin einig, dass die Empfindung das subjective Element des Wahrnehmungsprocesses ist, und geneigt, den Idealismus Kants insoweit anzuerkennen, als sie einräumen, dass eben durch diese subjective Beeinflussung die Wirklichkeit nicht völlig nach ihrem „An sich" uns bekannt wird, sondern vielmehr bloße „Erscheinung" im Sinne Kants ist.

Dagegen lässt sich einwenden, dass gleichfalls in Übereinstimmung mit Kant die Empfindung das aposteriorische Element im Wahrnehmungsprocesse, also dasjenige ist, welches vom „An sich" der Wirklichkeit herrührt, denn Kant sagt: „In den Erscheinungen nenne ich das, was der Empfindung correspondiert, die Materie derselben, dasjenige, welches macht, dass das Mannigfaltige der Erscheinung in gewissen Verhält-

nissen geordnet werden kann, die Form der Erscheinung. Da das, worin sich die Erscheinungen allein ordnen und in eine gewisse Form gestellt werden können, nicht selbst wiederum Empfindung sein kann, so ist uns zwar die Materie aller Erscheinung nur a posteriori gegeben, die Form derselben aber muss zu ihnen insgesammt im Gemüthe a priori bereit liegen und daher abgesondert von aller Empfindung können betrachtet werden." (Kritik, S. 72.[1]) Und an anderem Orte sagt Kant: „Die Materie wäre im Gegensatze der Form das, was in der äußeren Anschauung ein Gegenstand der Empfindung ist, folglich das eigentlich Empirische der sinnlichen und äußeren Anschauung, weil es gar nicht a priori gegeben werden kann. In aller Erfahrung muss etwas empfunden werden, und das ist das Reale der sinnlichen Anschauung." (Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaften, Phoronomie, Seite 190.)

Wie erklärt sich nun dieser Widerspruch, wie ist es möglich, dass einerseits die Empfindung ein subjectives Element, andererseits aber dasjenige Element unseres Wahrnehmungsprocesses ist, welches vom „An sich" der Wirklichkeit herrührt?

Ohne Widerspruch zwischen Kant und der modernen Physiologie, der hier nicht besteht, offenbar nur so, dass das „An sich" der Wirklichkeit selbst ein subjectives Element ist.

In dieser Hinsicht halte ich nun folgende Analysis der realphänomenalen Causalität für die allein angemessene, unseren Wahrnehmungsprocess zu erklären.

❦

Empirisch gegeben ist zweierlei: die Außenwelt oder das Nicht-Ich und die Innenwelt oder das Ich. Beide sind miteinander durch Causalität verbunden. Die Außenwelt wieder enthält zwei Elemente, die sie constituieren: die Erscheinung und ein der Erscheinung zugrunde liegendes inneres Princip, das „An sich" der Erscheinung; wir denken jene als Bewegtes, dieses als Bewegendes.[2]) In analoger Weise enthält das Ich zwei Elemente: unsere äußere Erscheinung, die wesensgleich mit jener Erscheinung der Außenwelt ist, und unser Inneres, das

[1]) Ich citiere nach Kirchmanns Ausgabe.

[2]) Dass wir zur Erkenntnis dieses Doppelwesens auf subjectivem Wege und zwar durch Übertragung der am Ich erkannten Doppelnatur auf die Außenwelt, das Nicht-Ich, gelangt sind, ist hier irrelevant; wir haben es bloß mit der erkannten Thatsache, nicht mit der Möglichkeit ihrer Erkenntnis zu thun; wir fassen die Thatsache hier exoterisch, nicht esoterisch.

unserer Erscheinung zugrunde liegt, und das wir als Bewusstsein erkennen. Zwischen diesen vier Elementen sind, soferne wir dieselben parweise ordnen, dreierlei Verbindungen möglich; eine derselben muss der Wirklichkeit entsprechen, d. h. sie muss wirklich sein und uns somit die realphänomenale Causalität im Wahrnehmungsprocess darstellen.

1. Fall: Die Erscheinung der Außenwelt steht in Verbindung mit unserem Innern und das innere Princip der Außenwelt in Verbindung mit unserer äußeren Erscheinung.

2. Fall: Die Erscheinung der Außenwelt steht sowohl in Verbindung mit unserem Äußern als unserem Innern, und das innere Princip der Außenwelt steht gleichfalls in Verbindung sowohl mit unserem Äußern als auch Innern.

3. Fall: Die Erscheinung der Außenwelt steht in Verbindung mit unserer äußeren Erscheinung, und das innere Princip der Außenwelt steht in Verbindung mit unserem Innern.

Von diesen drei Fällen enthalten die beiden ersten offenbar eine Inconvenienz: es ist die einer causalen Verbindung zwischen Innerm und Äußerm. Inneres und Äußeres sind aber incommensurable Gegensätze, die deshalb keine gemeinsame Causalreihe bilden können. Es bleibt somit bloß der 3. Fall übrig, denn in ihm erscheint die obige Inconvenienz vermieden.

Wir werden deshalb diesen Fall als den der Wirklichkeit entsprechenden und darnach folgende Constitution der realphänomenalen Causalität im Wahrnehmungsprocess annehmen müssen.[1])

---

[1]) Wenn ich hier die Unmöglichkeit einer causalen Natur der Verbindung zwischen Äußerm und Innerm, Object und Subject urgiere und mich des weiteren noch darauf berufen werde, so könnte man vielleicht fordern, dass ich hierfür einen strengen Beweis liefere; besonders heute ist dieses Verlangen zu gewärtigen, da man auch das Evidente des langen und breiten zu beweisen und Pedanterie mit Gründlichkeit zu verwechseln pflegt. Dieser Beweis wäre, wie folgt, zu führen: Kein Object ohne Subject und umgekehrt; dies gilt im logischen wie im realempirischen Sinne. In dieser Wechselbedingung kann kein Bedingtes dem andern vorhergehen oder folgen, und es besteht hier somit eine Bedingung ohne alle Zeitfolge; also können beide Bedingte nicht in causaler Abhängigkeit stehen, bei der stets Zeitfolge obwaltet. Was aber jenen erstern Satz (kein Object ohne Subject und umgekehrt) betrifft, so geht er nach Schopenhauers völlig richtiger Erklärung dem Satze vom zureichenden Grunde vorher und ist daher selbst keines Beweises mehr fähig, sondern Voraussetzung jeder Beweismöglichkeit. (Vierfache Wurzel, S. 27; Welt als Wille 2c., I. Bd., S. 16.)

Das „An sich" aller realphänomenalen Causalität oder Wirklichkeit ist die den Erscheinungen zugrunde liegende Kraft; diese Kraft steht mit unserem Bewusstsein im Wahrnehmungsprocesse in einer inneren Verbindung, die man zutreffend in der Sprache Kants die intelligible Causalreihe nennen kann. „Ich nenne dasjenige an einem Gegenstand der Sinne," sagt Kant, „was selbst nicht Erscheinung ist, intelligibel. Wenn demnach dasjenige, was in der Sinnenwelt als Erscheinung angesehen werden muss, an sich selbst auch ein Vermögen hat, welches kein Gegenstand der sinnlichen Anschauung ist, wodurch es aber doch die Ursache der Erscheinung sein kann, so kann man die Causalität dieses Wesens auf zwei Seiten betrachten, als intelligibel nach ihrer Handlung als eines Dinges an sich selbst und als sensibel nach den Wirkungen derselben als einer Erscheinung." (Kritik, S. 439.) Die Kehrseite der intelligibeln Causalreihe ist die äußere, mutatis mutandis die sichtbare Causalreihe, die Causalreihe der Erscheinungen, denen jene Kraft zugrunde liegt, eine Causalreihe, deren einzelne Glieder wir von der ersten Ätherwelle bis zur Erregung unserer Gehirnzellen verfolgen können, und die ein durchwegs objectives, messbares Phänomen ist, das aufzudecken die einzige Aufgabe der Naturwissenschaft ist und stets bleiben wird.[1])

Es ist nun unseres Erachtens ein grober Fehler der heutigen Naturwissenschaft, dass sie, obwohl sie sich monistisch nennt, diese beiden Causalreihen miteinander vermengt, sie zerstückelt und diese Stücke zu einer einzigen Reihe zusammenschweißt. Ist es denn nicht offenbar falsch, zu sagen, das Bewegte rufe Bewusstsein hervor, da doch Bewegtes und Bewusstsein gänzlich incommensurable Daten sind? Hat nicht in diesem Sinne schon Leibniz, ja selbst Cartesius die Unmöglichkeit einer Einwirkung des Physischen auf das Psychische gelehrt?

Was dagegen das Bewusstsein wirklich hervorruft, allein hervorzurufen vermag, weil es sich mit ihm in der gleichen Kette befindet und befinden kann, das ist das Bewegende, die Kraft, das „An sich"-Correlat jener Bewegung; denn die Kraft ist kein Materielles, kein

---

[1]) Wenn z. B. Ätherwellen von bestimmter Länge und Beschaffenheit als letzte Ursache gewisser Gehirnzellerregungen auftreten, so spricht die Physik von Licht und Lichtwahrnehmung; haben diese Wellen eine größere Länge, so von Elektricität; in einem dritten Falle von Wärme. Der materielle Vorgang ist also durchaus ein Äußeres, Messbares, ein objectives Phänomen, in dessen ganzem Verlaufe nirgends ein Subjectives, bloß Zuständliches anzutreffen ist.

Gegenständliches wie das Bewegte, sondern ein Zuständliches und kann deshalb mit dem Bewusstsein, das gleichfalls kein Materielles, Gegenständliches, sondern ein Zuständliches ist, in Beziehung treten. Was aber ist, so fragen wir nun weiter, die Kraft außerdem, was das Bewusstsein? Im Sinne Kants nannten wir jene das „An sich" der Wirklichkeit, welches wir innerhalb unseres Organismus als jenes innere Correlat äußerer Vorgänge erkennen, das wir Bewusstsein nennen. Bewusstsein aber ist Subjectives. Kraft und Bewusstsein sind somit das „An sich" und das Subjective der Erscheinungswelt zugleich, jene die Kraft, das „An sich" im Object, dieses, das Bewusstsein, das Subjective im Subject — oder auch jene, die Kraft, das Subjective im Object, dieses, das Bewusstsein, das „An sich" im Subject. Wenn demnach die Physiologie die Empfindung als das subjective Element im Wahrnehmungsprocesse bezeichnet und wir (nach Kant) diese Empfindung, wie sie durch ein Äußeres in uns hervorgerufen wird, als durch das „An sich" dieses Äußeren bedingt vermuthen: so hat die Physiologie die intelligible Causalreihe an ihrem einen Ende, mit welchem sie in unser Bewusstsein mündet, wir dagegen haben sie am anderen Ende, bei welchem sie aus dem „An sich" der Erscheinungswelt hervorquillt, erfasst. In beiden Fällen ist demnach zwar nicht ein und dasselbe Glied der Reihe, wohl aber eine und dieselbe Reihe gemeint, und der eingangs angemerkte Widerspruch stellt sich somit als ein bloß scheinbarer heraus.

❦

Die in uns wachgerufene Empfindung ist nun das prius unserer ganzen Wahrnehmung. Wir haben uns darauf bezüglich zunächst zu erinnern, dass die Zeit- und Raumvorstellung subjectiven Ursprungs, also Function unseres Subjects ist,[1]) welches, durch die Empfindung afficiert, nunmehr an die Ausgestaltung dieser Vorstellung schreitet, als womit eben der Wahrnehmungs- oder Erkenntnisprocess vollendet wird. Diese beiden sind nur ihrem subjectiven Ausgestaltungsgrade, nicht ihrem Wesen nach verschieden; was auf unterer Stufe des animalen Lebens noch bloße „Wahrnehmung" ist, steigert sich auf oberer Stufe zur „Erkenntnis". Es hat durchaus keinen Sinn, in dieser einen ursprünglich anderen Inhalt wirkend zu denken als in jener, und wo dies geschehen, da gieng man von der falschen Voraussetzung aus, unser Bewusstsein setze sich aus den verschiedensten Quellen zusammen,

[1]) Unbeschadet dessen, dass die Zeit- und Raumthatsache real ist.

während es doch eine einzige solche Quelle von durchaus einheitlichem Wesen besitzt: die Empfindung.[1])

❦

Im Sinne dieser Erläuterung erledigt sich nun die alte Streitfrage, wie viel im Wahrnehmungsprocesse dem Object, wie viel dem Subjecte angehöre, ziemlich einfach; eine Frage, die bekanntlich insbesondere in der Physiologie zu lebhaften Erörterungen und den verschiedensten Beantwortungen geführt hat. Anstatt den Schnitt zwischen Objectivem und Subjectivem in senkrechter Richtung der Causalität als Querschnitt zu führen, wie bisher stets geschehen, führen wir diesen Schnitt in der Längenrichtung als Längenschnitt. Nicht nach einem Diesseits und einem Jenseits der Schnittgrenze fragen wir, sondern nach einem Oberhalb und einem Unterhalb, besser nach einem Äußern und einem Innern, jenes dabei insgesammt dem „Object“, dieses insgesammt dem „Subject“ vindicierend.

Die realphänomenale Causalität ist, je nachdem wir deren äußere, „erscheinende“ Hälfte ins Auge fassen oder deren innere, intelligible Hälfte, völlig objective oder völlig subjective.[2]) Es hat gar keinen Sinn, in jener Hälfte allein eine Grenze zwischen Objectivem und Subjectivem zu suchen, da in ihr alles von den Ätherschwingungen an bis zur Gehirnzellerregung objectives Phänomen, Bewegung ist; und es hat ebensowenig Sinn, in dieser Hälfte eine solche Grenze zu suchen, da in ihr wiederum alles subjectiver Vorgang, Kräftewalten ist, das sich von dem ersten Impuls bis zur Vorstellung als solcher manifestiert.

In dieser Hinsicht hat auch Schopenhauer völlig das Richtige getroffen, wenn er Kraft nicht als Ursache der Naturerscheinungen gelten läſst, sondern diese Ursache vielmehr in der Reihe der Er-

---

[1]) Siehe darüber H. Münsterberg, Aufgabe und Methode der Psychologie.

[2]) Das uns im letzten Grunde als legitimes selbsterlebtes Factum bloß die subjective oder innere Seite der Wirklichkeit bekannt ist, steht dabei freilich außer allem Zweifel; aber man wende deshalb nicht ein, daſs unter dieser Voraussetzung die andere Seite der Wirklichkeit, die objective, völlig überflüssig, ja eine bloße Fiction sei. Dem wäre nur so, falls diese beiden Seiten monistisch identificiert würden. Aber unter dualistischer Voraussetzung bestehen sie beide: die subjective als unmittelbares Selbsterlebnis, die objective als auf dem Umwege des wissenschaftlichen Versuchs und des abstracten Denkens erschlossene. Der Parallelismus beider Seiten wird sich uns daher wohl auch ergeben, aber nicht ihre Identität. Der moderne Monismus freilich enthält den Widerspruch, zwei Welthälften zu setzen und zugleich bloß ein untheilbares Ganzes zu lehren.

scheinungen selbst sucht. Zum Beispiele: nicht die Schwerkraft ist die Ursache, dass der Stein — nein, dass dieser ganz bestimmte Stein fällt, sondern die Hand, die ihn schleuderte, ist es, während die Schwerkraft das allgemeine innere Princip ist, nach welchem dieser Stein fällt.

Es ist deshalb streng genommen unrichtig, z. B. von der allgemeinen Ursache der Erscheinungen des freien Falls zu sprechen, da vielmehr jeder Fall seine bestimmte, einzelne, sozusagen individuelle Ursache hat. Richtig ist bloß, von einem allgemeinen inneren Principe zu sprechen, welches diesen Erscheinungen zugrunde liegt, nicht aber als ein Princip zugrunde liegt, das an irgendeiner Stelle der Causalreihe aufhörte, um durch ein wesentlich Anderes, Äußeres, eben die Erscheinung, abgelöst zu werden, sondern als ein Princip, das gleich der äußeren, sichtbaren, erscheinenden Causalreihe anfang- und endlos ist. Wie wäre es zudem logisch zu rechtfertigen, wenn wir den zahllosen, verschiedenen Einzelfällen des freien Falles nur eine und dieselbe Ursache, die „Kraft", die sich als solche stets gleich bleibt, zuschrieben? Müssen wir nicht vielmehr von jeder Verschiedenheit in der Wirkung auf eine analoge Verschiedenheit auch in der Ursache schließen? Aber dies hindert nicht, dass hinter dieser bunten Causalreihe der äußeren Erscheinungen doch ein und dasselbe einheitliche Princip steckt: als innere intelligible Causalität. Auch Kant sagt an der oben angeführten Stelle seiner Kritik: „Es muss aber eine jede wirkende Ursache einen Charakter haben, d. i. ein Gesetz ihrer Causalität, ohne welches sie gar nicht Ursache sein würde. Und da würden wir an einem Subjecte der Sinnenwelt erstlich einen empirischen Charakter haben, wodurch seine Handlungen als Erscheinungen durch und durch mit anderen Erscheinungen nach beständigen Naturgesetzen im Zusammenhange ständen und von ihnen als ihren Bedingungen abgeleitet werden könnten und also mit diesen in Verbindung Glieder einer einzigen Reihe der Naturordnung ausmachten. Zweitens würde man ihm noch einen intelligiblen Charakter einräumen müssen, dadurch es zwar die Ursache jener Handlungen als Erscheinungen ist,[1]) der aber selbst unter keinen Bedingungen der Sinnlichkeit steht und selbst nicht Erscheinung ist. Man könnte auch den ersteren den Charakter eines solchen Dinges in der Erscheinung, den zweiten den Charakter des Dinges an sich selbst nennen."

[1]) „Ursache" ist hier unzutreffend gewählt; denn zwischen dem Intelligiblen und dem Empirischen kann nicht selbst Causalität obwalten, wohl aber kann das Intelligible allgemeines Princip des Empirischen sein.

Wollte man aber durchaus in dieser zweiten, inneren, mit Kant intelligibel zu nennenden Causalreihe eine Grenze zwischen Objectivem und Subjectivem unterschieden wissen (und eben damit hat sich im Grunde genommen die Physiologie bisher abgemüht), so wäre darauf zu erwidern, dass diese „Grenze" keine Grenze zwischen Objectivem und Subjectivem im wahren Wortsinne, sondern vielmehr zwischen Inmirseiendem und Ansichseiendem ist, ebendieses Ansichseiende aber im Wesen identisch ist mit dem Inmirseienden, nämlich durchaus Subjectives, dass somit in weiterer Folge davon die idealistische Philosophie rechtbehält, wenn sie, auf dem Standpunkte dieses Subjectiven verharrend, alles für einen Ausfluss des Subjects erklärt; dass aber zugleich dieser Standpunkt ein einseitiger ist und daher jene forcierte Frage nach einer Grenze innerhalb der intelligiblen Reihe eine zweite Frage nothwendig herbeiführt, die Frage nämlich nach einer coincidierenden Objects-Subjects-Grenze innerhalb der äußeren oder physischen Causalreihe, eine Frage, die dann analog der früheren dahin beantwortet werden muss, dass es auch hier eine solche Grenze nicht gibt, sondern dass diese Grenze nur eine Grenze zwischen Inmirerscheinendem und Außermirerscheinendem in rein physischem Sinne ist, und dass diese beiden Erscheinenden im Wesen ebenfalls miteinander identisch sind, nämlich durchaus Objectives, dass somit (in weiterer Folge) die realistische oder materialistische Philosophie rechtbehält, wenn sie, auf dem Standpunkte dieses Objectiven stehend, alles für einen Ausfluss der Materie erklärt; dass aber endlich auch dieser Standpunkt ein einseitiger ist und nur in Vereinigung mit dem oben angeführten idealistischen die Basis für die ganze Thatsache der realphänomenalen Causalität und für die volle Wahrheit gibt.

*

Zu welchen Inconvenienzen die übliche, stillschweigend auf der Voraussetzung einer im Querschnitte der realphänomenalen Causalität liegenden Grenze zwischen Objectivem und Subjectivem beruhende Auffassung führt, zeigt uns recht deutlich die Schule der Brentano'schen Psychologie,[1] deren Darstellung des Unterschiedes zwischen physischen und psychischen Phänomenen wir als allgemeines Beispiel — freilich nicht ohne zu bedenken: exempla sunt odiosa — hierher setzen wollen.

Sie nennt die Farbe ein physisches Phänomen, ebenso den Schall, dagegen die Farbenvorstellung oder die Schallvorstellung ein psychisches

[1] Brentano, Empirische Psychologie.

Phänomen. Darnach unterscheidet diese Psychologie also zwischen Farbe an sich und ihrer Vorstellung, ihrem Wahrgenommenwerden durch unser Subject; sie unterscheidet „die Farbe“, „den Schall“ und das Sehen der Farbe, das Hören des Schalles als zwei toto genere verschiedene, objective und subjective, Thatsachen. Dass die Farbe objectives (physisches) Phänomen sei, wird damit erhärtet, dass sie stets ausgedehnt ist, die Ausdehnung aber wohl den physischen, doch nicht den psychischen Phänomenen zukomme. Allein schon beim Schalle trifft dieses Kriterium nicht mehr zu, da man doch dem Schalle ernstlich nicht Ausdehnung zuschreiben wird. Indessen ist es strenge genommen auch nicht richtig, dass der Farbe Ausdehnung zukomme, da sie vielmehr bloß stets an einem Ausgedehnten (Körperlichen) anzutreffen ist. Die Farbe ist selbst ein Merkmal des Körperlichen — ob ein unerläsßliches, bleibe hier unentschieden — aber Ausdehnung ist nicht ihr Merkmal. Sie kommt empirisch zwar allemal in Verbindung mit einem Ausgedehnten vor, aber deswegen sind wir nicht berechtigt, ihr selbst Ausdehnung zuzuschreiben. Beim Schalle zeigt sich dieses Verhältnis noch deutlicher: kein Schall ohne körperliches Substrat, durch dessen Bewegung der Schall nicht bloß hervorgerufen, sondern auch zu unserem Gehörnerv geleitet wird; allein deswegen haftet doch dem Schalle nicht Ausdehnung als Merkmal an; Schall ist vielmehr selbst ein Merkmal des empirischen Ausgedehnten, sofern dieses auf bestimmte Weise bewegt ist. Und analog ist Farbe ein Merkmal des Körperlichen oder empirischen Ausgedehnten, aber eben deswegen Ausdehnung kein Merkmal der Farbe, da nicht zwei Dinge wechselweise ihre Merkmale sein können. Aber selbst den Umstand angenommen (wenn auch nicht eingeräumt), dass der Farbe das Merkmal „ausgedehnt“ zukomme, so folgt daraus noch keineswegs ihre physische Natur zum Unterschiede vom „Sehen der Farbe“, das bloß psychischer Natur wäre, denn dazu müsste vorher bewiesen werden, dass der „Farbe“ etwas zukommt — eben die „Ausdehnung“ — das dem „Sehen der Farbe“ abgeht. Wollte man zu diesem Behufe geltend machen, dass dem „Sehen“ als einem offenbar psychischen Act doch nicht Ausdehnung zukommen könne, wogegen die „Farbe“ an sich wohl ausgedehnt zu sein vermöchte, so hieße dies, den realempirischen Act des Farbensehens in zwei Theile spalten, von denen der eine „Farbe“, der andere „Sehen“ wäre; aber ebendiese Spaltung besteht in concreto gar nicht, sie ist bloß in abstracto, begrifflich möglich, und dieses begrifflich gefasste „Sehen“ ist kein wirkliches Sehen mehr, sondern lediglich das Denken des Sehens,

ist kein realempirischer, sondern ein rein logischer Act. Zweifellos aber läuft diese ganze paralogische Unterscheidung zwischen einem Phänomen und der Wahrnehmung dieses Phänomens, zwischen Farbe und Sehen der Farbe, zwischen Physischem und Psychischem darauf hinaus, dass das, was als „Sehen der Farbe" bezeichnet wird und im Grunde bloß abstracte Erkenntnis der Thatsache des Sehens ist, fälschlich als legitimes Realphänomen genommen und der „Farbe" solcherart (gleichsam gleichberechtigt) an die Seite gestellt wird. Aber als Realphänomen sind Farbe und Sehen der Farbe schlechterdings eines und dasselbe, wie denn auch der naive Mensch zwischen diesen beiden gar nicht zu unterscheiden vermöchte, obwohl er sich doch zweifellos des Realphänomens adäquat bewusst wird.

Sinn kommt erst in die Unterscheidung zwischen Farbe (oder Schall) und Sehen der Farbe (oder Hören des Schalles), wenn man diese Unterscheidung nach dem physikalischen Geschehnis und der Wahrnehmung dieses Geschehnisses trifft. Darnach aber ist die Farbe (der Schall), objective oder physikalisch betrachtet, reine Bewegungserscheinung,[1] subjective oder psychisch betrachtet, aber das Bewusstseinscorrelat dieser Bewegung, also Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung. Dabei kann die Farbe (der Schall), ja jedes reale Phänomen ganz und gar physische Erscheinung, aber auch zugleich psychische Erscheinung genannt werden, je nachdem man es als Bewegung oder als Wahrnehmung, als objective oder als subjective Thatsache denkt. Hätte dagegen die Brentano'sche Unterscheidung recht, dann würde man in ihrem Sinne sagen müssen, und hier wird unsere Hauptfrage berührt, die Grenze zwischen Objectivem und Subjectivem sei die zwischen Farbe und Sehen (Vorstellen) der Farbe, Schall und Hören (Vorstellen) des Schalles. Aber ebendiese Grenze haben wir als ein wesenloses Phantom erkannt, da sich uns gezeigt hat, dass die durch sie zu trennenden Dinge im Wesen ein und dasselbe Realphänomen sind.[2]

❧

---

[1] Dass die Physiologie das Sehen auf einen chemischen Process in der Retina zurückführt, ändert selbstverständlich nichts am Principe des Gesagten.

[2] Nirgends sagt uns Brentano, warum z. B. das Hören des Schalles, das Sehen der Farbe Vorstellung, der Schall, die Farbe selbst aber bloß das Vorgestellte seien. Offenbar aber ist nach dem eben Gesagten Hören des Schalles = Vorstellen des Schalles = Vorstellung des Schalles = Vorgestelltes des Schalles = Schall schlechtweg, und das Gleiche gilt bezüglich der Farbe. Eine Unterscheidung zwischen

Wir sagten, es sei unstatthaft, im Querschnitte der realphänomenalen Causalität eine Grenze zwischen Physischem und Psychischem, Objectivem und Subjectivem zu ziehen, und begründeten dies zuletzt damit, dass jedes reale Phänomen gänzlich ein Objectives und zugleich auch gänzlich ein Subjectives sei.

Diese Auffassung bedarf nun einer näheren Erläuterung im einzelnen. Zuvörderst müssen wir mit Beziehung auf die erwähnte „Grenze" innerhalb der intelligiblen Causalreihe in Erinnerung rufen, dass der Wahrnehmungsprocess in der Verarbeitung der Reize zu Empfindungen und Vorstellungen und solcherart in einer allmählichen Verschiebung der „Grenze" zwischen Vorstellungen und Reizen besteht. Zwar bleibt dabei die „Grenze" durchaus innerhalb des Subjectiven, aber gleichwohl vollzieht sich dabei eine Erweiterung und Ausgestaltung unserer Erkenntnissphäre in sozusagen centrifugaler Richtung. Diese „Grenze" ist somit eine variable und dies sowohl in individuell-physiologischer als in universell-biologischer Bedeutung.

Es ist nämlich kein Zweifel, dass der Entwicklungsgang unseres Intellects bezeichnet werden kann als eine allmähliche Entzifferung unserer Reize, die als jenes psychische Rohmaterial zu betrachten sind, aus welcher sich der kühne Bau unserer Geisteswelt nach und nach

---

diesen Dingen ist das Überflüssigste auf der Welt, ja unmöglich. Schon die große Unklarheit der ganzen darauf bezüglichen Brentano'schen Darstellung ist übrigens befremdlich und dürfte nicht so sehr der Schwierigkeit des Gegenstandes als vielmehr der Unrichtigkeit des Standpunktes zuzuschreiben sein. Da haben die psychischen Phänomene „intentionale Inexistenz" (Beziehung auf etwas als Object), ferner „intentionale Existenz", die physischen ebenfalls „intentionale Existenz", die psychischen schließlich noch „wirkliche Existenz". Welche Mannigfaltigkeit von Existenzen eines einzigen Existierenden! Äußerst zutreffend sagt auch Hugo Münsterberg mit Beziehung auf die Brentano'sche Definition psychischer Phänomene in seiner scharf eindringenden Weise: „Wenn aber die Beziehung des psychischen Subjectes zu seinem Object zusammenschrumpft auf die Thatsache, dass es des Objectes bewusst wird, dann drängt sich auch sofort der Widersinn jener Behauptung auf, die es als Charakteristikon der psychischen Phänomene hinstellte, dass sie alle Objecte haben. Dieses Verhältnis wird ja erst durch eine künstliche Abstraction hergestellt, die lediglich den Zweck haben soll, dem wechselnden Inhalte einen continuierlichen Beziehungspunkt zu geben; an und für sich liegt im psychischen Vorgang durchaus nichts von dieser Scheidung, zu der uns ein psychischer Einzelvorgang auch nie veranlassen würde. Das Bewusstwerden kommt ja nicht erst zu dem psychischen Inhalte hinzu, sondern es ist das Sein des Bewusstseinsinhaltes, sowie zu den objectiven Dingen keine Eigenschaft dadurch hinzukommt, dass sie sind." (Über Aufgaben und Methoden der Psychologie, S. 10.)

zusammensetzt.[1]) Und es ist ebensowenig zu bezweifeln, dass jede animalische Species auf der Stufenleiter der biologischen Entwicklung umso höher steht, je mehr solcher psychischer Urelemente bei ihr in vorstellendes Bewusstsein umgesetzt sind, dass diese Umsetzung bei den niedersten Thieren kaum einige wenige Elemente umfassen wird, während beim Menschen eine verhältnismäßig große Anzahl von „Reizen" zu Empfindungen und Vorstellungen verwandelt, zu solchen umgebildet ist. Auch können wir uns hier dessen erinnern, was man nach Fechners Vorgang als psychophysische Schwelle bezeichnet: sie wäre mit unserer „Grenze" zwischen Empfindung und Reiz einerlei. Freilich ist nach Fechners Meinung alles, was diese Schwelle noch nicht überschritten, schlechterdings Unbewusstes und als solches nicht eigentlich psychisches Element, wogegen wir auch diesem unterhalb der Schwelle Liegenden intelligible und somit psychische Wesenheit zusprechen. Auf einen concreten Fall angewandt, stellt sich die Sache folgendermaßen: der z. B. von einem Fixsterne ausgehende Lichtstrahl trifft ein menschliches Auge und erregt auf dessen Retina einen Reiz, der sich zur Empfindung umsetzt, die wieder ihrerseits die Vorstellung jenes Sternes im Gehirn hervorruft.[2]) Wo liegt in dieser Causalreihe die Objects-Subjects-Grenze? Nach der allgemeinen Meinung offenbar an jener Stelle der Großhirnrinde, wo der Nervenreiz sich in Empfindung umsetzt. Was aber berechtigt uns anzunehmen, dass jenes Stück der realphänomenalen Causalität, welches noch vor der bezeichneten Stelle liegt, schlechterdings kein intelligibles oder subjectives Wesen in sich birgt, absolut objectiv sei? Dass wir vom Fixsterne erst dann eine Vorstellung erlangten, sobald wir sein Licht empfanden, beweist bloß, dass erst an dieser Stelle unser Vorstellungsvermögen aufdämmerte; vielleicht aber würden vollkommenere Wesen als wir schon an einer früheren Stelle eine Vorstellung von dem Sterne erlangen, vielleicht würde für sie das psychische Stück der Causalität in der Richtung der Ur-

---

[1]) Reizen psychische Wesenheit abzusprechen vermag nur der moderne Physiologe; ihm ist die Empfindung der deus ex machina seiner sonst unmöglichen Psychologie.

[2]) Die Physiologen würden sagen „auslöst"; dieses „Auslösen" anstatt des völlig zutreffenden „Hervorbringen", „Hervorrufen", ja selbst des einfachen „Bewirken" ist eine specifische Geschmacklosigkeit, welche des Erwähntwerdens nicht wert wäre, wenn durch sie nicht die grobmaterialistische Vorstellung einer Art Bewusstseinsclaviatur begünstigt werden würde. Aber ebendeswegen passt das stilwidrige Wort unseren Physiologen, und ebendeswegen muss dagegen protestiert werden.

sache verlängert sein. Niemand aber wird leugnen, dass auch wir, noch bevor wir jenen Lichtreiz in Empfindung umsetzten, psychisch constituiert sind und sein mussten.

Welches ist denn aber die Quelle dieser unserer „metaphysiologischen" Constitution? Ohne Zweifel unser Reizvermögen, und wir werden vielleicht sagen dürfen, dass dieses Reizvermögen, sofern es unsere Vorstellung des Sternes ermöglichte, irgendwie auch dem Eindrucke des Sternes adäquat sein muss. Es läge demnach in unserer Seele in potentia der Eindruck des Sternes, sein psychischer Impuls, noch bevor wir den Stern selbst vorstellen, ja wir könnten ihn wohl gar nicht vorstellen, wenn unsere Seele dazu nicht prädisponiert wäre, da der absolute Anfang einer seelischen Thatsache in einem bis dahin hohlen Seelenraume schlechterdings undenkbar ist. Einer Ahnung dieses Gedankens gibt der Dichter Ausdruck, wenn er sagt:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken."

Zu alldem aber kommt noch, dass die Erkenntnis, jener entfernte Stern oder der von ihm entsandte Lichtstrahl sei die Ursache unserer Vorstellung von ihm, einen Schluss enthält, den wir lediglich auf Grund eben des psychischen Datums, das der Stern in uns hervorgerufen hat, ziehen. Wie können wir nun ohne Willkür sagen, dass die Ursache dieses Datums selbst nicht psychischer Natur sei? Ist es nicht richtiger, auch dieser Ursache psychische Wesenheit zuzugestehen und die intelligible Reihe nicht ohne Grund an einer uns nur scheinbar tauglichen Stelle in eine psychische Reihe übergehen zu lassen? In der That verleitet uns zu dieser Annahme vorwiegend der Umstand, dass Lichtstrahl und Stern räumlich außerhalb unser sind; allein dieser Zustand des Außerunserseins ist ja doch legitim bloß als Bewusstseinsthatsache gegeben, d. h. selbst wieder ein psychisches Datum, das ohne Hilfe unserer Seele gar nicht zustande käme. Was aber unsere Seele als außerhalb ihrer seiend erklärt, dass müssen wir ebendeswegen als innerhalb ihrer erklären — wohl nicht im Sinne des Raumes, doch aber in dem Sinne, dass dieses Etwas mit der Seele in ununterbrochenem causalen oder in sonst welchem wesenseinheitlichen Zusammenhange steht.

Endlich hat es große Wahrscheinlichkeit, was Du Prel als allmähliche „Verschiebung" der psychophysischen Schwelle bezeichnet hat,[1]) wornach im Verlaufe des biologischen Processes vom „transscendenten

[1]) Du Prel, Philosophie der Mystik.

Weltstücke" mehr und mehr erkannt wird. Wenn aber dem so ist, so kann die psychische Causalreihe bei der heute dafür erkannten Grenze nicht enden, sondern muss über dieselbe hinausreichen und zwar in jenes Stück hinein, das wir heute für bloß „physische" Causalität zu halten uns verleitet fühlen. Wir haben dies schon oben so ausgedrückt, dass wir sagten, die Reize setzen sich allmählich in Empfindungen und Vorstellungen um, und wie weit dabei das Gebiet jener Reize reicht, ist im Sinne dieser ganzen Darlegung zu errathen: so weit als auch die physische Causalreihe reicht, bis ins Endlose. In der That ist der Fond der möglichen physischen Reize ebenso unerschöpflich, so tief, so grundlos als das Himmelsgewölbe, das sich ohne Grenze über uns hinzieht; aber genau so, wie wir dessen Grenzen im Blau des Äthers zu erblicken wähnen, genau so wähnen wir die Stelle zu kennen, wo unser psychisches Vermögen und all unser geistiges Sein überhaupt ihre letzte Grenze haben: etwa in der Großhirnrinde oder — in erweiterter physiologischer Auffassung — in den Sehstäbchen unserer Retina. Doch wir halten diese Meinung für nicht klüger als die astronomische Vorstellung der Griechen, das Firmament sei eine große hohle Kugel, in deren Mittelpunkt die Erde, an deren Innenfläche sich die Sterne befinden.

❦

Wir werden so verstehen, dass es ein völlig verkehrtes Bemühen ist, im Querschnitte der realphänomenalen Causalität einen Grenzpunkt zwischen Objectivem und Subjectivem zu suchen, und dass die darauf bezüglichen Bemühungen der Physiologen und Philosophen einen entschieden komischen Anstrich haben. Es ist, als ob einer untersuchen wollte, wie weit er mit seinen Armen langen könne, und indem er versuchte, die Grenzen zu durchmessen, immer weiter schritte, zu seiner Verwunderung aber nirgends eine solche Grenze fände, da er sie eben mit sich selbst herumträgt. Und um dieses Gleichnis fortzusetzen: es gleichen diejenigen, welche eine solche Grenze endlich wirklich gefunden zu haben wähnen, dem geschilderten Sucher in dem Augenblicke, da er, ermüdet von dem Hin- und Hertasten, nicht mehr weiter kann und, sich besinnend, erklärt, er müsse nun wohl am Ende seines Armbereiches angelangt sein. Das aber ist Polypenlogik, und nicht viel bessere Logik ist die jener Physik und Metaphysik, welche die Objects-Subjects-Grenze im Querschnitte des Wahrnehmungsprocesses oder der realphänomenalen Causalität aufzusuchen trachtet. In Wahrheit ist es gar nicht abzusehen, wo — nach dieser Auffassung — das subjective

Phänomen endigen und an ein objectives stoßen müsste, mit anderen Worten, „wie viel" wir in unserer Wahrnehmung als „Zuthat" unseres Subjectes, wie viel als „an sich" Seiendes, Objectives betrachten dürfen. Schon gar nicht ist dies abzusehen vom Standpunkte der Physiologie, die das absolute „An sich" Kants in ein relatives verwandelt hat, nämlich in ein An sich, das sich zwar von unseren subjectiven (Sinnes- und Gehirn-) Functionen unterscheidet, aber doch die Ursache ist, welche diese Functionen in Thätigkeit versetzt.

Wenn das an sich Seiende der Außenwelt die Ursache unserer Wahrnehmung dieser Welt wirklich sein soll, ist es kein An sich mehr, sondern bloß ein entfernteres Subjectives, das durch seine Lage innerhalb der intelligiblen Causalreihe mit unserem Subject in Verbindung steht und also mit ihm von gleicher Wesenheit ist, sowie andererseits wir selbst durch unsere Verbindung mit dem objectiven „An sich" nur ein letztes Glied in der physischen Causalreihe bilden, also schließlich auch von objectiver Wesenheit sind.

Die Kant'sche Unterscheidung der Welt in Ding an sich und Erscheinung ist also in der modernen wissenschaftlichen Auffassung völlig verwischt worden, und die Physiologen berufen sich insofern mit Unrecht auf Kant, den sie missverstanden haben.

Die Kant'sche Unterscheidung, die er übrigens selbst nicht zuende geführt hat, ist lediglich als eine Unterscheidung zwischen Innen- und Außensein, Subjects- und Objectsthatsache richtig zu verstehen. Das absolute An sich verwandelt sich freilich auch hierbei, aber nicht in ein hinkendes Relatives, halb Objectives, halb Subjectives, sondern in ein An sich gleich In sich, also in ein gänzlich Subjectives.

Dieses An sich aber kann, wie gesagt, mit unserem Subjecte in einer inneren intelligibeln Causalverbindung stehend gedacht werden, ohne dass dieses Subject in seinem Wesen aufgehoben werden würde, weil es eben mit ihm von gleicher Wesenheit, d. h. selbst ein Subjectives ist.

*

Wenn nun solcherart die Grenze zwischen Objectivem und Subjectivem nicht im Querschnitte der realphänomenalen Causalität liegt, wo liegt sie dann? Wir haben schon oben geantwortet: im Längsschnitte dieser Reihe. Dies setzt aber eine doppelte Wesenheit dieser Reihe, gleichsam eine Doppellinie statt einer einfachen Linie voraus, da innerhalb und zugleich längs einer einfachen Linie überhaupt keine Grenze liegen kann. In der That haben wir auch diese Doppelnatur

der realphänomenalen Causalität vorgefunden und sie als subjective oder intelligible und als objective oder physische bezeichnet. Es bleibt somit bloß noch die Frage offen nach einer etwaigen gemeinsamen Stelle dieser Doppelreihe, die Frage, ob es überhaupt in dieser Doppelreihe eine solche Stelle gibt, und wenn ja, welches diese Stelle ist.

In dieser Beziehung haben wir uns nun zu erinnern, dass einerseits die Kräfte der Außenwelt durch die intelligible Causalreihe mit unserem Bewusstsein in Verbindung stehen, Kraft und Bewusstsein selbst Glieder dieser Reihe sind, und dass andererseits auch die physische Reihe die Erscheinungen der Außenwelt nicht minder mit dem objectiven Correlat unseres Bewusstseins, d. i. unserem Körper, beziehungsweise unserem Nervenapparat und Gehirn verknüpft ist, dass demnach dasselbe, was jene intelligible Reihe für unsere Bewusstseinsentfaltung, die physische Reihe für unsere materielle Organentwicklung bedeutet, dass aber weder die physische Reihe mit unserem Bewusstsein, noch die intelligible mit unserem leiblichen Organismus in einer möglichen Verbindung steht.

Bewusstseinsentfaltung und Organentwicklung sind somit die correlativen Endstationen der realphänomenalen Causalität, in deren ausgesprochener Parallelstructur wir die intelligible und physische Causalreihe deutlich erkannt haben.

Darnach beantwortet sich die eben gestellte Frage nach der gemeinsamen Stelle dieser zwei Causalreihen dahin, dass es eine solche Stelle überhaupt nicht gibt, dass wir vielmehr, auf dem Boden der bloßen Empirie stehend, die intelligible und die physische, die subjective und die objective Causalreihe als zwei nebeneinander parallel laufende Linien zu betrachten haben, die um ebendessenwillen sich an keiner einzigen Stelle kreuzen, noch viel weniger aber ihre eigenen Verlängerungen bilden.

Der moderne naturwissenschaftliche Monismus träumt also.



Anastasius Grün und Josef Freiherr von Hammer-Purgstall.

Mit ungedruckten Briefen Anastasius Grüns aus den Jahren 1831 bis 1854.
Mitgetheilt von **Anton Schlossar.**

Graz. (Schluss.)

Was Du mir von Tasso's Tod, Robert dem Teufel und dem Ministercongreße schreibst, wird mir zwar sehr angenehm seyn, aber doch zieht es mich nicht so sehr nach Wien, wie die Sehnsucht, meine mündlichen Neujahrswünsche nicht gar zu lange, gegen die Gesetze der Etiquette schuldig zu bleiben. Ich war im vorigen Monate bedeutend krank, indem ich mir zur Zeit der Weinlese durch das fast vierzehn Tage dauernde Kampiren im Freyen eine Ischiatik zuzog, die mich gewaltig hernahm und von der ich mich noch immer nicht ganz erhohlen kann. Mein Aussehen ist auch noch immer bedeutend schlechter als sonst. Doch habe ich dieser Tage eine Arbeit für Zedlitzens Almanach begonnen, die ich gerne noch vor meiner Abreise beenden möchte, um, da ich den Kalenberger Pfaffen noch nicht ganz fertig habe und derselbe auch nicht ganz censurgemäß ist, mein Versprechen gegen ihn auf eine andere Art zu lösen. Mit großer Freude habe ich Hartlebens Ankündigung einer neuen Auflage Deiner Osmanen Geschichte gelesen, und mich auch allsogleich darauf subscribirt. Eine solche Auflage wird dem Werke erst die verdiente Popularität und Anerkennung durch die ganze Nation sichern, die bisher immer noch, theils durch die große Kostspieligkeit, theils durch die vielen, blos dem fachgelehrten Philologen und Historiker, verständlichen und brauchbaren Beygaben der 1sten Auflage verzögert wurde. Ich wünsche Dir und uns Allen herzlich Glück dazu!

Bey uns will es heuer gar nicht Winter werden, noch ist keine Spur von Schnee, nicht einmal auf den, meinen Fenstern gegenüberliegenden höheren Uskokengebirgen und den Bergen des Szluiner Gränzdistrictes zu entdecken, und noch sind es keine 14 Tage her, daß in meinem Garten noch einige Rosen blühten! Ich fürchte nur, daß die Natur, was sie jetzt mit Schnee ökonomisirt, auf das Frühjahr aufspart und uns dann zu ungelegener Zeit Schnee und Fröste nachsendet!

Und nun Gott befohlen auf baldiges fröhliches Wiedersehen!

Mit herzlichem Gruße Dein treuer Freund Auersperg.

P. S. Erfährst Du zufällig um ein hübsches Monatzimmer, sammt einem Vorzimmer für einen Bedienten, so notire es gefälligst für mich.

❦

Thurn am Hart, den 9ten März 1834.

Lieber theurer Freund und Reisegenoße!

Seit wir mit dem verhängniß- und deutungsreichen Wechsel Schibolet: "Der Ring voll Finger" und "ein Loch hat einen Sack" geschieden sind, habe ich oft Deiner gedacht, ohne dazu kommen zu können, Dir meine sothanen Gedanken mitzutheilen. Gleich bey meiner Ankunft in Thurn am Hart mußte ich Deiner denken, da auch meine Leute mir, gleich dem Signor Giuseppe zu Hainfeld, nicht nur eine Laube, sondern fast den ganzen Garten, und so weit sonst mein Auge reichte mit dürrem Gebüsch jener Sorte versetzt haben, deren Anblick Dir auf der Gloriette bey Hainfeld so sehr zu Herzen ging. Doch hat mir der liebe Gott seither einen noch viel ärgeren Streich gespielt, indem er jene dürren Gesträuche und Bäume zu beleben und grünen zu lassen anfing, hinterher aber, nachdem wir schon ganz in Frühlingsgefühlen lebten, eine solche Kälte und ein solches Schneegestöber sandte, daß er sich sein eigens Kunstwerk verdorben, und die voreiligen Frühlingsknospen an den Bäumen und in den Herzen zurückgescheucht hat.

Ich muß Dir nochmals meinen herzlichen, wärmsten Dank für Deine Begleitung, welche mir jene Reise, oder wenigstens die Strecke bis Hainfeld, so verschönert hat, abstatten; leider ist mir der weitere Zug derselben dadurch doppelt beschwerlich gemacht worden, daß ich den lieben, gewohnten Begleiter mißen mußte. In Gratz, wo ich dießmal Deinen Bruder, selbst im Theaterparterre, nicht zu Gesichte bekam, habe ich mich drey Tage aufgehalten, und bin am 5ten März glücklich hier eingetroffen. Ich hoffe bald von Dir zu vernehmen, daß Deine Reise ebenso glücklich gewesen, und daß Dir das Volk unterwegs nicht so viele dürre Stauden in den Weg gepflanzt habe, wie mir. Seither bin ich auch schon in Geschäften und auf Besuch bei den Meinigen in Laibach acht Tage von Hause abwesend und auch sonst noch von sehr unstätem Vagabundenleben herumgetummelt gewesen. — Sage mir doch, ist Zedlitz noch in Wien? Wie er mir schrieb, hat er sich mit dem Herausgeber der Vesta, Rockert, überworfen und denkt einen anderen Almanach "Iris" im Ausland auf eigene Faust herauszugeben. Da sein Stück trotz der ungünstigen Prämissen so sehr gefallen hat,

muß es wirklich ausgezeichnet seyn; und es ist mir darum doppelt leid, daß die Krankheit der Peche uns damals den fatalen Streich spielte. — Mein Freund und Landsmann Thomann, der in Wien seine Promotion zum Doctor der Rechte beabsichtigt, wird sobald er damit fertig geworden, nach Krain abreisen und einige Zeit bey mir zubringen; er wird sich vor seiner Abreise bey Dir melden. Habe daher die Güte ihm, was Du für mich hast, ohne Bedenken mitzugeben; er ist ein durchaus verläßlicher, trefflicher Mensch.

Habe die Güte, mich Deiner Frau und Deinem Schwiegervater, Schwägern und Schwägerinnen verbindlichst zu empfehlen und grüße mir Zedlitz, Salm, und unsere sonstigen gemeinschaftlichen Bekannten. Lebe recht wohl und bleibe gut Deinem aufrichtigen Freunde

Auersperg.

P. S. Deine Geschichte der Assassinen hat so Manches in mir geweckt; doch hat sich noch nichts entwickelt und zu irgend einer bestimmten Form gestaltet. Doch hoffe ich werden die Ostern bald Genoßen bekommen und flügge werden können.

❦

Das hier erwähnte Stück von Zedlitz dürfte das zweiactige Trauerspiel „Herr und Sclave" sein, welches auf verschiedenen Bühnen mit Glück zur Darstellung gelangte.

Hammer-Purgstalls „Geschichte der Assassinen" erschien 1818 in Stuttgart bei Cotta.

❦

Thurn am Hart, 28. October 1834.

Liebster verehrtester Freund!

Vor Allem meinen herzlichsten Dank für die übersendeten Werke über Persien. Ich hoffe, sie werden mir zu dem bewußten Zwecke sehr förderlich seyn. Leider sind sie etwas lange ausgeblieben, was mich fürchten ließ, Du habest meiner und ihrer seit unserem letzten Zusammenseyn nicht weiter gedacht. Zu dem Sonnenlöwenorden so wie zu Deiner Schwimmexpedition über die Donau empfange meinen herzlichsten Glückwunsch, namentlich zu letzterer in doppeltem Maße. Denn ein wahres Glück war es, daß Dein darauf verfaßtes Gedicht nur Dichtung und nicht Wahrheit enthält, denn hättest Du an alle darin erwähnten Dinge während des Schwimmens wirklich gedacht, so hättest Du gewiß auf das Tempomachen vergeßen und wärest mit Haut und Haaren untergesunken! Ich versichere Dich es wurde mir deßhalb, während ich es las, recht angst und bange um Dich und ich glaubte

Dich jeden Augenblick sinken zu sehen. Wohl mir, daß ich Dich nun in salvis weiß! Deiner Einladung nach Hainfeld hätte ich gewiß Folge geleistet, wenn ich sie nur um wenige Tage früher erhalten hätte. Leider blieb jedoch das Paket mit Deinem Briefe über 8 Tage auf der Post liegen und kam erst zwey Tage vor dem zum Eintreffen in Hainfeld mir anberaumten Termine hier an. Meine Anhänglichkeit zu Dir würde eine doppelt und dreyfach so weite Reise, als die Spazierfahrt nach Hainfeld ist, nicht scheuen, um einige Stunden Deines Umganges zu erobern. Hoffentlich wird der Zeitpunkt unseres Wiedersehens nicht mehr gar so ferne seyn. Wohl ginge ich gerne im kommenden Winter nach Italien; meine Sehnsucht darnach ist groß und noch kenne ich kein wesentliches Hinderniß, das mir entgegenträte; nur die rauhe ungünstige Witterung der Wintermonate macht mir das Unternehmen etwas bedenklich. Wenn ich nur einen angenehmen Reisegesellschafter erhalten könnte! Mache doch meinem lieben Lenau (Nimbsch) wenn Du ihn kennst, in meinem Namen die Proposition, die Reise mitzumachen. Nachdem er schon vieler Herren Länder durchwandert, stünde es ihm auch gut an, die alte Roma in ihrer Herrlichkeit gesehen zu haben. Er wäre Einer derjenigen, mit denen ich ganz nach Einem Sinne leben und wandern könnte. Es thut mir, der Gräfin Purgstall wegen, sehr leid, daß Du den von mir beschädigten Band der Foreign Quarterly Review noch immer nicht erhalten kannst; ich bitte Dich mir, wann Du ihn bekommst, seinen Preis bekannt zu geben, damit ich als der Schuldtragende Dir ihn dankbar vergüte. Was treibt unser wohlgenährter Zedlitz? Ist er schon in Wien eingerückt und noch ungehalten auf mich?

Ich hätte Dir gerne Deinen letzten Brief ausführlicher beantwortet, jedoch da er nur zur Hälfte lesbar war, kann ich ihn auch nur halb beantworten. Darum zürne nicht und bleibe ferner gut Deinem wahren Freunde und Verehrer Auersperg.

*

Thurn am Hart, 11. Novbr. 1834.

Lieber Freund!

Nachträglich zu meinem letzten Briefe bitte ich Dich, mir mitzutheilen, ob Du den neuesten Roman vom Verfaßer des "Scipio Cicala" betitelt: "Die Belagerung des Castells Gozzo oder der letzte Assassine" gelesen hast und was daran ist. Ich lese gerade in einer Brockhausschen Verlagsanzeige obigen Titel und wollte nicht versäumen, Dich in unserem gemeinsamen Intereße darauf aufmerksam zu machen und mir

Dein Urtheil auszubitten, damit ich daraus ersehe, ob ich mich um Auftreibung des Buchs bemühen soll oder nicht.

Herzlichen Gruß von Deinem A. Auersperg.

❦

Der bekannte Roman „Die Belagerung des Castells von Gozzo oder der letzte der Assassinen", welcher 1834 erschien, hat zum Verfasser Phil. Josef von Rehfues (1799 bis 1843).

❦

Thurn am Hart, 8. Dezbr. 1834.

Lieber, theurer, hochverehrter Freund!

Da ich in kurzer Zeit eine Reise nach Italien antreten dürfte und hiezu nur noch die Paßbewilligung von Seite der Hofkanzley abwarte, die von Tag zu Tag anzukommen hat, so wäre es mir sehr erwünscht, wenn Du mich mit einigen Empfehlungsbriefen an etliche Deiner Connaissancen oder sonstige Notabilitäten jenes Landes versehen wolltest. Die Hauptpunkte, die ich auf dieser Tour berühren will, sind: Rom, Neapel, Florenz, Mailand, Verona, Ancona, Bologna, Venedig, vielleicht auch (wenn mir Zeit bleibt) Genua. Ich bitte Dich hiebey zu berücksichtigen, daß es mir an Zeit gebricht, mich viel auf der Arena gesellschaftlicher Etiquettsverhältniße herumzutreiben, und ferner daß mir unter den Gelehrten jene die zugleich auch Lebemänner sind, die willkommensten wären. Da ich sonst von Niemanden Empfehlungsschreiben requirirte, so laße die Zahl der Deinigen ja recht groß seyn, wenigstens laße keinen der oben angeführten Orte leer ausgehen. Da ich mich jedoch in wenigen Tagen von hier nach Laibach verfüge, um daselbst ein paar Tage zu bleiben, und da ich mithin das Eintreffen Deiner Antwort nicht mehr hier abwarten kann, so bitte ich dieselbe nach Laibach (abzugeben am Neuen Markte No. 221) addreßiren zu wollen und baldmöglichst abgehen zu lassen.

Da ich von dieser Reise kaum vor Mitte März künftigen Jahres zurückkehren dürfte, so werde ich das Vergnügen, Dich wiederzusehen, wohl schwerlich vor dem April oder Mai genießen, wo ich nach Wien zu kommen und zwey bis drey Wochen zu bleiben gedenke.

À propos! ist das bewußte Heft des Quarterly Review noch nicht angekommen? Wie steht es denn mit der von Kaltenbaeck projektirten Zeitschrift? Hat sie schon das Tageslicht erblickt?

Grüße mir Zedlitz, wenn er in Wien ist, vielmals!

Und nun lebe wohl und vergeße nicht auf meine Bitte. Hast Du irgend Aufträge, die ich Dir auf meiner Route besorgen könnte, so

befehle über mich! Dich vielmals von Herzen grüßend Dein aufrichtiger Freund und Verehrer A. Auersperg.

❦

Das schon früher erwähnte, von Hormayr herausgegebene „Archiv" erschien später unter dem Titel „Österreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde" und wurde von 1834 bis 1837 von dem Wiener Historiker J. P. Kaltenbaeck (1804 bis 1861) redigiert.

❦

Rom, den 25ten Jänner 1835.

Lieber, theurer Freund!

Deine beyden Schreiben, deren eines mit Deinem arabischen Taschenbuche höchst angenehm beschwert war, habe ich noch vor meiner Abreise von Thurn am Hart und Laibach erhalten und statte Dir dafür nochmals meinen herzlichsten Dank ab. Da ich bisher mich ziemlich gut ohne Empfehlungsbriefen durchgefochten habe, glaube ich auch weiterhin deren kaum zu bedürfen, nachdem ich in Neapel, wohin ich morgen abgehe, ohnedieß mehrere Bekannte finde und auch mit Oberst Wocher (der aber nicht mehr in Bologna, sondern in Mailand ist) persönlich von Laibach aus bekannt bin. Mezzofanti werde ich auf der Rückkunft von Neapel besuchen und ihm keck eine Empfehlung von Dir ausrichten.

Beyliegendes Paquet an die Weidmannische Buchhandlung übersende ich Dir mittelst des hiesigen Gesandtschaftskuriers und füge die Bitte bey, Du wollest dasselbe baldmöglichst an seine Addreße nach Leipzig befördern; hast Du keine andere schnelle Gelegenheit, so laße es, da es durchaus unverfängliche, unschuldige Dinge enthält gefälligst gegen recepisse auf die Post aufgeben. Benachrichtige mich von dem Empfange dieser Sendung, wo möglich recht bald und addreßire Deinen Brief poste restante nach Mailand, wo ich spätestens den 16ten bis 20ten Februar eintreffe.

Nachdem es, wie Du selbst weißt, in Rom in jeder Sekunde viel interessantere und wichtigere Dinge zu thun gibt, als Briefe zu schreiben, so darf ich mit Anspruch auf Deine Nachsicht hier schließen Dich im Geiste vielmals umarmend und mich Deiner wohlwollenden Theilnahme bestens empfehlend, Dein ergebener Freund und Verehrer

A. Auersperg.

❦

Thurn am Hart, den 16ten März 1835.

Innigstgeliebter, hochverehrter Freund!

Vergebens lief ich in Mailand während meines dortigen Aufenthaltes tagtäglich auf die Post, um einen Brief von Dir zu finden;

meine Hoffnungen wurden jedesmal getäuscht. So bin ich denn bis jetzt noch immer in Ungewißheit, ob Du das Paquet, das ich von Rom aus an Dich absandte, und um deßen Beförderung nach Leipzig an die Weidmann'sche Buchhandlung ich Dich bat, richtig erhalten und befördert hast, oder was sonst deßen Schicksal geworden sey? Daß es richtig von Rom abgegangen sey, versicherte man mich bey unserer Gesandtschaft in Rom nach meiner Rückkehr von Neapel.

Meine Reise, die ich bis Pästum ausdehnte ist durchaus sehr glücklich und vom Himmel gesegnet gewesen. Die Zeit war leider etwas zu kurz, doch ich kann sagen, daß ich sie gewißenhaft benutzt habe und gewiß für drey Monate möglichst viel gesehen und erlebt habe. Von Laibach, wo ich Deinen letzten Brief erhielt, (— Dein arabisches Taschenbuch, wofür ich Dir meinen wärmsten Dank zu Füßen lege hatte ich noch hier empfangen —) ging ich über Venedig, Padua, Ferrara, Bologna &c nach Ancona, von da nach Rom. Hier blieb ich 24 Tage, ging darauf nach Neapel wo ich circa 3 Wochen verweilte, den Vesuv bestieg, die Inseln besuchte, Pompeji durchwanderte, nach Salern, Paestum und Sorrent ausflog u. s. w. Den Rückweg machte ich über Rom, Perugia, Florenz, Mailand, Verona und Venedig; in jeder dieser Städte weilte ich verhältnißmäßig mehrere Tage. Ohne Unfall und Unannehmlichkeiten bin ich eben hier angelangt, wo ich bis Ende April ununterbrochen zu verweilen gedenke. Dann komme ich nach Wien, um in Deiner theuren, lieben Gesellschaft einige Frühlingspromenaden zu machen, worauf ich mich von Herzen freue. In Rom habe ich Thorwaldsen und Horace Vernet, in Florenz Platen kennen gelernt. In Venedig hörte ich die erste Kunde von dem Ableben des Kaisers.

Ist Zedlitz, den Du schönstens grüßen mögest und an den, so wie an Dich Obrist Bocher in Mailand mir viel Grüße auftrug, noch in Wien, und bleibt er dort bis ins Frühjahr? Ich wünschte sehr, ihn zu sehen und wieder zu sprechen. Du wirst vermuthlich schon um jene Zeit in Döbling seyn, doch wird hoffentlich die Schwimmzeit, die mir so oft Deine Gesellschaft entriß, noch nicht angefangen haben. Hast Du seither etwas Neues zu Tage gefördert und ist Deine beabsichtigte Anthologie aus morgenländischen Dichtern, von der Du mir einmal sprachst, schon weit gediehen? Laße doch bald etwas von Dir hören, damit sich mein Herz wieder an der lang entbehrten brieflichen Conversation mit Dir laben möge.

Mit herzlichem Gruße Dein treuer Freund

Auersperg.

P. S. Vom Hofrath Auersperg, dem ich in einer indifferenten Angelegenheit geschrieben habe, erhielt ich einen zwar sonst sehr verbindlichen, aber etwas piquirt geschriebenen Brief, aus dem ich vermuthe, daß der alte Herr etwas ungehalten auf mich seyn muß? Gott weiß, was den guten Mann offendirt haben mag? Ich bin mir keiner andern Schuld bewußt, als der, auch von Dir gekannten und so höchst liebenswürdig angefochtenen Visitenscheue? —

❦

Kaiser Franz II. von Österreich, von dessen Tode hier die Rede ist, starb am 2. März 1835.

❦

Thurn am Hart, den 11. August 1835.

Lieber theurer hochverehrter Freund!

Das Gewißen erwacht und mahnt mich an die Pflicht, bey Dir an die Pforten der Erinnerung zu klopfen, zugleich meldet sich der Egoismus, der gerne einige Zeilen von Dir erobern möchte und siehe, der Kampf mit der alten Faulheit wird begonnen. Seit wir in Wien Abschied genommen, wißen wir Einer von dem Anderen nichts; der Verlust ist freilich nur meinerseits und Deinerseits der Gewinn. Das Eintreffen dieser Zeilen wird aber den Verlust auch auf Deine Seite bringen, nämlich an Zeit. Doch Du hast mir an dieser schon so oft ein Opfer gebracht, daß ich neuerdings kühn werde und nun Opfer begehre.

Ich lebe hier in alter Gewohnheit einsam, einförmig, gesund und landwirthschaftlich-rüstig. Seit einigen Tagen beschäftige ich mich mit der Zusammenstellung des Manuscripts meines Dir gewidmeten Büchleins das in zwey Monaten längstens schon gedruckt seyn dürfte. Ich werde wahrscheinlich dazu das Motto aus Deiner Italia wählen:

Das Gespenst geht um, aber wer fürchtet's am Tag?
Wem es den Weg vertritt geh durch den zerfließenden Schatten
Wem es grauet davor werfe sich nieder zum Grund.

Ich glaube es ist sehr paßend? Wüßtest Du ein paßenderes, jedoch nur aus Deinen eigenen Schriften, so mache mich darauf aufmerksam oder zeichne mir mehrere zur Wahl auf. Natürlich werde ich unter jenem Motto nur den ständchenbringenden Morgenländer nennen. Dieser Tage war ich in Laibach. Herrmannsthal theilte mir ein Bändchen seiner neueren Gedichte im Manuscript mit. Es sind treffliche darunter, doch kann er keinen Verleger dafür finden. Saphir ist dort

durchgereist, die exotische Physiognomie machte unglaubliches Aufsehen und brachte die Kleinstädter mehrere Tage in gewaltige Bewegung. Wohin und in welchen Zwecken mag doch der Mann gehen? Kennst Du Grillparzers treffliches Epigramm auf ihn? Ist Zedlitz von seiner Rheinfahrt schon zurück? Befindet sich Balzac noch in Wien und noch so bekomplimentirt?

Vor Allem beantworte mir die Frage ob Du heuer nach Gratz oder Hainfeld kommst und wann? Und ob es Dir nicht lästig wäre, wenn ich Dich auf dem einen oder anderen Orte aufsuchen würde? Doch bestimme mir nach Deiner gewohnten Art, Tag und Ort genau.

Die für Dich bestellten Billichfelle habe ich endlich von meinen Bauern erhalten, ich werde sie entweder nach Steyermark oder Wien bestimmt selbst mitbringen. Ich glaube den nächsten Winter in Wien zuzubringen, nachdem ich keinen Reisegefährten nach Italien finden kann, indem ich diese Reise, die mir im vorigen Winter so viel Genuß gewährte, heuer gerne, jedoch in theilnehmender Gesellschaft wiederhohlt hätte.

Mit herzlichem Gruße Dich vielmals im Geiste umarmend Dein treuer Freund und Verehrer A. Auersperg.

P. S. Hörst Du von Hormayr nichts? Ist Salm nicht mehr in Wien, und in Correspondenz mit ihm? Ich gratulire Dir als Nachfolger Humboldt's in der Academie des inscriptions!

*

Das dem Freunde Hammer gewidmete Büchlein ist Anastasius Grüns „Schutt", 1835 bei Weidmann in Leipzig erschienen. Es trägt in der That das erwähnte Motto aus einem der wenigen selbständigen poetischen Werke Hammers, die sich nicht mit dem Orient beschäftigen. Dieses Werk, welches der Dichter anonym herausgegeben, führt den Titel: „Italia in hundert und einem Ständchen besungen von einem Morgenländer" (Leipzig 1830).

*

Thurn am Hart, 26. Octb. 1836.

Mein verehrter theurer Freund!

Du gen Süden und ich gen Norden, so sind wir auseinandergefahren und sind seither wahrscheinlich an einander vorübergefahren, Du wieder zurück nach Norden, ich zurück nach Süden, ohne den flüchtigen Augenblick erhaschen und uns im Vorüberflug die Hände drücken zu können. Daß ich die mir im Auslande (Gott seys geklagt daß wir Ausland nennen was nicht innerhalb der schwarz- und gelben Schranken

liegt, und Landsmann den Dalmatiner und Polen!) an Dich aufgegebenen Grüße hier nicht namentlich aufführe wirst Du, der einen Brief nicht wird zum Namenscataloge werden lassen wollen, gewiß gerechtfertigt finden, um so mehr, da ich den dadurch ersparten Raum gerne für die vielen herzlichen Grüße, die ich Dir selbst zu senden habe, aufspare.

Daß Du Deine feyerliche Installation früher abgehalten hast, als es ursprünglich bestimmt war, ist mir sehr leid, da ich gerne bey dem Liederstreite der Hainfelder-Wartburg als fahrender Sänger mit aufgetreten wäre und gar zu gerne zu dem Rauschen Deines Lorberwaldes mein Zweiglein mit geschwenkt hätte.

Neuerdings habe ich mich wieder überzeugt, wie wenig Achtung das Wort des Erzherzogs an manchen Orten genießen mag, indem man mich, kaum wieder 24 Stunden in Wien, vor die heilige Hermandad citirte, wo es sich wieder um die Beantwortung einiger läppischen Fragen handelte. Fremde werden das gegen den Peter und die Spanglergasse Fronte machende Haus bald für den österreichischen Parnaß ansehen müssen, wenn sie die vaterländischen Poeten dort so fleißig aus und ein wandeln sehen. Oder will man dem berufenen Hause wieder zu Ehren helfen, indem man es so oft von honetten Menschen betreten läßt? Ich aber weiß und fühle, daß es mit mir bald zu einer Crisis kommen muß, indem ich selbst mit Aufopferung eines Theiles meines Vermögens, die Gränzen eines Landes räumen will, wo man vor Gott und Gewissen der honetteste Mensch seyn, und doch von der Willkühr wie ein Hallunke behandelt werden kann! — — Hast Du Gaudy's: "Aus dem Tagebuche eines reisenden Schneidergesellen" gelesen? Wenn Du es noch nicht gethan, so lese baldigst diese treffliche ächt humoristische Persifflage des flohscheuen Nicolai! Des Verstorbenen "Semilasso in Africa" hat mich nicht sehr erbaut.

Wann erscheint denn einmal das letzte Heft oder Register zur 2ten Auflage Deiner "Osm: Geschichte" dem ich schon so lange mit Sehnsucht entgegenharre, um das Buch doch einmal binden lassen zu können? Ein broschürtes unaufgeschnittenes Buch ist mir wie rohes Fleisch, daß ich mir erst selbst zum Genuße kochen sollte.

Von mir kann ich Dir wenig Neues berichten. Ich schwelge in dem schönen herbstlichen Sonnenschein, bereite eine 2. Auflage des letzten Ritters vor, und sammle meine Poemata, oder nach unseren vaterländischen Begriffen: ich arbeite dem geistigen Nachrichter in die Hände.

Und somit lasse mich Deinem freundschaftlichen Andenken empfohlen seyn und erfreue mich, so Du Zeit hast, bald mit einigen Nachrichten von Dir.

Mit herzlichem Gruße und Handschlag Dein aufrichtiger Freund und Verehrer A. Auersperg.

❦

Thurn am Hart, den 15. Jänner 1837.

Ich hoffte Dir, mein theurer verehrter Freund, die Antwort auf Deinen letzten Brief mündlich in Wien zu erstatten und darum verschob ich bisher die schriftliche Beantwortung desselben. Allein nachdem meine hiesigen, nunmehr durch den Tod meiner armen Mutter noch vermehrten Geschäfte mir nicht erlauben, mich vor künftigem März auf längere Zeit von hier zu entfernen, und nachdem überdieß der fatalste Theil des Winters bereits überstanden ist, habe ich leider keine Hoffnung Dich vor der Charwoche persönlich in Wien zu begrüßen.

Dein Vorhaben, die ehemals Purgstall'schen Schlößer in Krain, Gradatz, Krupp und Freythurn gelegentlich Deiner Rückreise von der Mailänder Krönung zu besuchen, ist schön und edel und für mich doppelt erfreulich. Ich würde Dir bis Laibach entgegenkommen, von wo wir gemeinschaftlich unseren Weg nach jenen drey Schlößern, welche ziemlich nahe beysammen liegen und von mir circa 8 Stunden entfernt sind, nehmen und von dort nach Thurn am Hart fahren könnten, von wo Du bis Cilli, mithin zur Hauptstraße nur mehr 6 Stunden zu reisen hättest. Die ganze Tour von Laibach über Neustadtl, Krupp, Freythurn und Gradatz, ferner Thurn am Hart bis Cilli erfordert öconomisch bemessen 4 Tage doch hoffe ich, daß Du Thurn am Hart nicht gar zu stiefväterlich bedenken werdest. Die Schlößer Krupp und Freythurn gehören einem Onkel von mir Baron Apfalterer, Gradatz einem Baron Gussitsch. Ich freue mich sehr in Deiner Gesellschaft die heiteren Reisetage unserer Fahrt von Wien nach Hainfeld, welche noch so lebhaft meine Erinnerung beschäftigen, zu erneuern. Ich selbst kenne jene drey Schlößer noch nicht, da sie etwas abseits der Landstraße liegen und sehne mich sehr darnach sie mit Dir zu besuchen.

Der Brief Marmiers, den Du mir mitzutheilen denkst muß nun schon bis zu meiner Ankunft in Wien Dein Pult hüten, wo er ja so zahlreiche Gesellschaft findet. Hat Marmier Dir vor seiner Reise nach Island geschrieben oder nach derselben? Ich bin sehr neugierig

auf die Resultate der Expedition, der er beygesellt wurde, obschon ich mir von Marmiers Leistungen in dieser Region wenig verspreche.

Was hörst Du von Frankl? Ist er schon in den eigentlichen Stiefel eingedrungen oder hält er sich noch in Oberitalien auf? Einige Correspondenzartikelchen von ihm habe ich in der Wiener Mode-Zeitung gelesen und mich daraus überzeugt daß auch er der Briefschreibe-Epidemie nicht entgangen ist, die sich unserer deutschen Federzunft beym Eintritte in Italien fast eben so schnell bemächtigt als die Calori, wobey noch diese weitere Ähnlichkeit stattfindet, daß beyde Krankheiten ihren Hauptsitz in den Fingern haben.

Deinem Rathe in Betreff der Richtung, welche meine Poesie in Hinkunft zu befolgen haben soll, werde ich nach Möglichkeit entsprechen und damit im Pfaffen v. Kahlenberg den Anfang machen; allein Gott weiß was gewiße Nasen nicht etwa dahinter wittern werden, da sie doch auch schon beym "Schutt", den ich ganz arglos und unbefangen in die Welt hinaus schickte, so vielerley, was mir gar nicht in den Sinn kam, herausgerochen haben. Habent sua fata libelli! Am besten wäre es freylich, wenn man ganz schweigen könnte; doch naturam furca expellas &c. Gott weiß, wie sich Lenau mit einem so kitzlichen Stoffe als Savonarola aus der Affaire ziehen wird?

Was hörst Du von Hormayr? Mich hat sein Manifest in dem heurigen Jahrgange seines Taschenbuchs in eine peinliche Stimmung versetzt. Welch ein Anlauf, welche Zurüstung, welches Feldgeschrey, wie viel Proclamationen, welche Berserkerwuth zu zeigen, daß man am Ende — doch keine Courage hat! Wenn man seine Handschuhe zu etwas anderem nützen will, als sich die Finger zu wärmen, so werfe man sie ehrlich und trotzig dem Feinde hin! Doch Hormayrn habe ich ja nie mit Handschuhen gesehen —

Doch Du wirst mir schon ungeduldig und fragst was ist des langen Gewäsches kurzer Sinn? Nun, daß ich lebe und Dir dessen ein Zeichen geben wollte, daß ich Dich liebe und verehre und Zeitlebens verharre Dein treuergebener Freund A. Auersperg.

❦

Thurn am Hart, 13. Juli 1845.

Innigstgeliebter und verehrter Freund!

Ich habe vor Kurzem das sehr reichhaltige Familien Archiv in unserem Stammschloße Auersperg durchforscht und, obschon viel Interessantes, doch leider das nicht gefunden, was ich dort, als dem Hauptversammlungsorte der Anhänger Luthers in Krain, vornehm-

lich suchte, nämlich Documente aus der Reformationszeit. Es muß von den Verfolgern gräulich gewirtschaftet worden sein, denn es fand sich auch nicht die leiseste Spur der damaligen Religionswirren vor. Dafür habe ich mehrere Turcica, theils Urkunden theils Büchlein entdeckt, die ich, um Dir nicht zur Last zu fallen, zur Entzifferung meinem jungen Freunde Baron Schlechta nach Wien gesendet habe. Um mich in dem Vorrathe sonstiger Urkunden leichter zu orientiren, wäre es mir sehr lieb, auf kurze Zeit einen genealogisch historischen Aufsatz des Bibliothekars Richter, der einst im Hormayr'schen Archive mitgetheilt war und die Familie Auersperg zum Gegenstande hatte, benützen zu können. Da ich Dich im Besitze eines kompletten Exemplars des Archivs vermuthe, jedenfalls aber glaube, daß Du mir den betreffenden Jahrgang leicht verschaffen könnest, bitte ich Dich recht inständig dieß baldmöglichst zu thun und ihn mir mit Fahrpost via Laibach, Landstraß hieher zu übersenden, indem ich das Versprechen beifüge das Exemplar in Kürze, unbeschädigt und kostenfrei nach Wien zurückzustellen. —

Bist Du im Monat August noch in Wien? Ich komme um jene Zeit dahin und würde es zu meinen größten Genüßen dortigen Aufenthalts zählen, Dich wiedersehen zu können und einige Stündchen in Deiner Gesellschaft zuzubringen.

Mit großem Intereße lese ich so eben ein mir von meinem Schwiegervater geliehenes Exemplar des Romans "Die Gallerin auf der Riegersburg", deßen ersten Band ich vor wenig Augenblicken beendigt habe. Wer mag doch der Verfaßer sein? Ich habe meine Vermuthungen; an der Hand des "Jodels" und auf dem Rücken des "Kastels" verfolge ich eine mir bekannte Spur, die eben nicht nach Schwatz führt, sondern an liebe Orte, daran mich auch die Schilderungen einer Reisegesellschaft und insbesondere eines auf Freiersfüßen wallenden Namensvetters in süßer Erinnerung gemahnen. —

Hast Du nähere Notiz über das (Bd. I, pag. 162) erwähnte Werk des Freyherrn von Khisl über Herbard von Auersperg und läge es im Bereiche der Möglichkeit, das Buch wann auch nur auf die kürzeste Zeit zur Ansicht zu erhalten?

Vor wenig Tagen sind auch die "Anemonen eines alten Pilgersmannes" bei mir eingetroffen; ich bin sehr neugierig darauf. Eine flüchtige Vorkost ließ mich, nebst manchem Pikanten, viel altes Bekanntes, ja wörtliche Wiederholungen aus den Lebensbildern, den Arkaden und Gedächtnißreden u. s. w. finden und regte in mir die Rechts-

frage an, ob es juridisch zulässig sei, sich selbst zu bestehlen? Vor dem Richterstuhl der Moral und Ästhetik gewiß nicht!

Indem ich mich und mein Anliegen Deiner freundlichen Theilnahme empfehle, mit der innigsten Verehrung und Anhänglichkeit

Dein aufrichtiger Freund A. Auersperg.

❦

Der erwähnte junge Orientalist Baron Schlechta ist derselbe, welcher, wie in der Einleitung erwähnt wurde, 1879 eine pietätvolle Lebensbeschreibung Hammer-Purgstalls in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" veröffentlichte.

In dem von Hormayr begründeten „Archiv", welches Megerle von Mühlfeld und E. Th. Hohler in neuer Folge herausgaben, findet sich 1830 ein längerer historischer Aufsatz von Richter: „Die Fürsten und Grafen von Auersperg". Dieser ist es zweifellos, welchen Auersperg in seinem Briefe meint.

Hammer-Purgstall selbst ist der Verfasser des 1845 zu Wien anonym erschienenen dreibändigen Romanes „Die Gallerin auf der Riegersburg", welcher, culturgeschichtlich und topographisch von hohem Interesse, in jenem Gebiete der Steiermark auf historischen Quellen fußend spielt, welches auch das Schloss Hainfeld und den gesammten einstigen gräflich Purgstall'schen Besitz umfasst.

Auch die „Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgersmannes" (Jena, 1845 bis 1847, 2 Bde.), deren Verfasser Hormayr ist, sind ohne Namensangabe des Verfassers herausgegeben.

❦

Thurn am Hart, den 13. Octob. 1850.

Mein hochverehrter, theurer Freund!

Ich habe mit der Beantwortung Deines lieben, mir durch Gleispach übermittelten Schreibens aus Hainfeld einige Zeit absichtlich verzögert, erstlich weil ich Deine Rückreise von der mir darin angekündigten größeren Reise, und dann weil ich das Erscheinen meiner "Volkslieder aus Krain" abwarten wollte, um Dir unter Einem, wie hiemit geschieht, ein Exemplar derselben beilegen zu können, das ich Deiner freundlichen An- und Aufnahme empfehle. Du wirst in den Noten auch Deinen verehrten Namen finden und daraus ersehen, wie Du mir in den Studien über diesen Zweig südslavischer Volkspoesie und deren historischen Beziehungen ein geliebter und sicherer Führer warst. Vielleicht findest Du in dem Texte Einiges, das für Dich von Intereße sein könnte; denn so wenig ich den poetischen Werth dieser

Lieder überschätze, tragen sie doch unverkennbar den Stempel so frischer Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit an sich, daß ihnen ein gewißer Grad von Intereße und Theilnahme schwer zu versagen sein dürfte.

Für die gütige Übersendung der mir bisher unbekannten sehr anziehenden Grabschrift Nitharts sage ich Dir nachträglich meinen besten Dank; ich wollte Dir diesen persönlich und mündlich in Wien abstatten, suchte Dich daher sowohl auf meiner Hin- als Rückreise von Helgoland, wo ich ein paar Wochen gebadet habe, in Deiner Stadtwohnung auf, jedoch erfolglos; das erstemal warst Du gerade erst abgereist, das zweitemal noch nicht heimgekehrt. Hoffentlich sind in dieser Beziehung gegenwärtige Zeilen glücklicher als ich selbst es gewesen. Du wirst Deine Reise mittlerweile glücklich und genußreich zurückgelegt, Dich an dem Anblick von Kindern und Enkeln, an dem gedeihlichen Umfange Zedlitzens erfreut und in der Walhalla überzeugt haben, daß Luther jetzund doch darin seiend sei, weil von Hispaniens schwarzlock- und -äugiger Tochter Lola empfohlen, still in nächtlicher Weile vom Regensburger Regierungspräsidenten im April 848 hinauf getragen wordend, allwo ich selbst ihn mit Augen, eigenen, gesehen habend.

Daß Dein "Doppelgereimtes" so rüstig vorschreitet, daran muß ich mich doppelt erfreuen, sowohl aus dem egoistischen Intereße, das meinen Namen an jenes Werk bindet, als auch und zumeist aus der Wahrnehmung, welch rüstige Kraft und Freude des Schaffens Dir ungeschmälert innewohnt. Eben so nahm ich den wärmsten und freudigsten Antheil an dem mir bekannt gewordenen Zuwachse Deiner Nachkömmlinge und Deiner Orden und es wird meine Freude dadurch nicht geschmälert, daß mir sowohl diese, wie jene versagt sind.

Indem ich mich in Dein wohlwollendes Andenken empfehle verbleibe ich mit den herzlichsten Grüßen und unwandelbarer Verehrung Dein aufrichtiger Freund A. Auersperg.

❦

Die „Volkslieder aus Krain" sind, nachdem der Bearbeiter verschiedene davon einzeln veröffentlicht hatte, gesammelt im Jahre 1850 bei Cotta in Stuttgart erschienen.

❦

Thurn am Hart, 7. Novb. 1850.

Mein theurer, hochverehrter Freund!

Empfange vor Allem meinen wärmsten und herzlichsten Dank für das schöne, werthvolle Geschenk, mit welchem Du, der Reiche, die be-

scheidene Gabe des Ärmeren so großmüthig erwiederst. Zugleich aber erlaube ich mir auf Deine freundliche Anfrage in Betreff Deines "Doppelgereimten" Dich zu benachrichtigen, daß ich mit der größten Freude und Sehnsucht der mir in Aussicht gestellten Übersendung des Manuscripts entgegensehe, dasselbe mit treuester Sorgfalt aufbewahren und mit Pietät genießen werde, wozu mir in den nächsten Wintermonaten, sowohl hier als in Grätz (bald hätte ich die beiden Striche ober dem a vergeßen!) hinlänglich Muße bleiben dürfte. Bei den allfälligen Bemerkungen, zu denen Du mich auf mir so schmeichelhafte Weise aufforderst, werde ich weder die mir zustehende Bescheidenheit, noch die Freimüthigkeit, welche mir Deine Größe nachsichtsvoll gestattet, außer Augen laßen. Hoffentlich werden die kleinen Striche meiner Bleifeder in dem glänzenden Golde des Dichtergewandes, mit welchem Dein Buch angethan, unbemerkbar erblassen.

Übersende daher ganz nach Deinem Belieben das Mscpt.: entweder vor Neujahr hieher oder nach Neujahr nach Gratz, wo ich Zinzendorfgaße Nr. 739 wohne.

Und so laße mich Deinem ferneren gütigen Wohlwollen, auf das ich so stolz bin, bestens empfohlen sein und empfange freundlich die Ausdrücke wärmster Verehrung und die herzlichsten Grüße Deines treuergebenen A. Auersperg.

❦

Thurn am Hart, 2. 1850?

Mein hochverehrter Freund!

Erlaube mir, daß ich Dir mit diesen Zeilen Se. Hochwürden Herrn Wigand von Theben, emeritirten Pfarrer in Kahlenbergerdörfel, vulgo auch "Pfaff vom Kahlenberg" genannt vorführen und Deiner freundlichen Aufnahme empfehlen darf. Seine ursprüngliche Mission dürfte, da er schon vor dem verhängnißreichen März 1848 zum Auszuge bereit war, theilweise als verunglückt anzusehen sein; so wird seine Erscheinung auf dem literarischen Markte einerseits eine bereits verspätete, während sie in manch anderer Beziehung noch als vorzeitig gelten könnte. Doch blieb ihm jedenfalls die schöne Sendung, ein treuer Bote der alten Liebe und Verehrung zu sein; als solcher überbringt er Dir meine herzlichsten Grüße und soll in Dein freundliches Andenken zurückrufen Deinen aufrichtig ergebenen Freund

A. Auersperg.

❦

Da Anastasius Grüns ländliches Gedicht „Pfaff vom Kahlenberg" 1850 erschienen ist, konnte darnach das Jahr der Abfassung obigen Briefes bestimmt werden, dessen Datierung leider abgerissen ist.

Thurn am Hart, den 16. Novbr. 1851.

Dein lieber Brief v. 10ten d. M., mein verehrter Freund, ist mir nebst dem angeschloßenen Xenion, wofür ich Dir meinen wärmsten Dank abstatte, dieser Tage richtig zugekommen. Nicht so glücklich war ich in Betreff der mündlichen Botschaften, die Du durch unseren gemeinschaftlichen Freund Gleispach an mich gelangen lassen wolltest, da ich Letzteren seit mehreren Monaten leider nicht mehr gesehen habe. Ich kenne deren Inhalt daher bis zur Stunde noch nicht, hoffe und freue mich aber, denselben in nicht zu ferner Zeit aus Deinem eigenen Munde, nebst den vielen intereßanten Dingen, auf welche Dein Brief hindeutet, zu vernehmen, indem ich beiläufig Mitte Dezembers Wien auf einige Tage zu besuchen die Absicht habe. Bei diesem Anlaße wollte ich Dir auch die fünf ersten Bücher Deines Mesnewi persönlich zurückbringen; solltest Du derselben jedoch früher, allenfalls sogleich benöthigen, so würde ich Dir das Mscpt. auch noch früher auf dem directen Postwege einsenden können, da ich es in meiner eigenen guten Verwahrung hier zur Hand habe. Ich zögerte bisher nur deßhalb mit der Rückstellung, weil Deinerseits letztere schon ursprünglich nicht als sehr dringend erklärt wurde und meinerseits eine geeignete Gelegenheit abgewartet werden wollte, um die Rückgabe entweder persönlich oder durch verläßliche Hand zu bewerkstelligen. Eröffne mir demnach Deine Willensmeinung; Deine Briefe finden mich bis Ende dieses Monats noch hier, am 1ten December aber verläßlich in Gratz.

Ich preise Dich glücklich, mein verehrter Freund, und beneide und bewundere Dich ob der unzerstörbaren Fähigkeit, die Unerquicklichkeiten des äußeren Lebens durch verdoppelte literarische Thätigkeit von Dir fern zu halten! Könnte ich doch auch Deinem Beispiele folgen! An vorbereitetem Materiale fehlt es mir keineswegs. Doch es haben all diese kleinlichen und doch so wichtigen Zifferkämpfe, diese Maße winzigster und doch unausweichlicher Geschäftssorgen und administrativer Düfteleien, von denen gegenwärtig unsere, der Gutsbesitzer, Existenz abhängig ist und die doch in dieser Übergangsperiode durchgemacht werden müssen, um wenigstens für die Zukunft klare und liquide Grundlagen zum Weiterbau zu gewinnen, soweit dieß bei dem beliebten büreaukratischen Eiertanze auf einem halb durchlöcherten, halb nur fingirten Rechtsboden irgend möglich ist, — mich so mit Ekel, Un-

willen und Hoffnungslosigkeit erfüllt, daß ich die reine und ruhige Stimmung, die allein zur geistigen Produktion fähig macht, nicht wieder zu erlangen vermag. Da ich mir den Dir so ergiebig zufließenden Trost nicht selbst bereiten kann, so suche und schöpfe ich ihn aus den Reichthümern begabterer Geister und in solchen Momenten habe ich in Deinem Buche nicht erfolglos Trost und Erquickung gesucht.

Was Du mir über Zedlitz schreibst, war mir zum Theil schon aus den Zeitungen bekannt; ich freue mich um seinetwillen, daß der Herzog von Braunschweig wenigstens für sein Kostgeld gesorgt hat. Dich aber, hochverehrter Freund bedaure ich von Herzen, daß Du (nach der mir mitgetheilten Antichambre- und Audienz Scene) bei dem Tausche Deiner fürstlichen Chefs dem Wesen nach keinen Vortheil gegen ehemals, den Formen nach aber entschiedenen Nachtheil geerntet zu haben scheinst.

Indem ich mich in die Fortdauer Deiner freundschaftlichen Erinnerung aufs wärmste empfehle, mit den herzlichsten Grüßen und unwandelbarer Verehrung Dein treuergebener Freund A. Auersperg.

❦

Mit dem Dichter Mesnewi hatte sich Hammer-Purgstall in den letzten Jahren seines Lebens besonders eingehend beschäftigt.

❦

Thurn am Hart, 13. Juli 1852.

Hochverehrter Freund!

Deine gütige Sendung (die Rede über Vielsprachigkeit und die Abhandlung über die Daimonologie der Moslimen) ist mir nebst Deinem freundlichen Schreiben aus "Döbling v. 29. Mai" (?) vor zwei Tagen zugekommen und ich darf nicht länger säumen Dir dafür meinen wärmsten und herzlichsten Dank abzustatten. Die Rede kannte ich bereits beiläufig nach den fragmentarischen Mittheilungen der Journale; demungeachtet bin ich Dir doch sehr dankbar dafür daß Du mir Gelegenheit gibst sie in extenso lesen zu können. Die Daimonologie aber hat, abgesehen von ihrem schon an und für sich höchst anziehenden Gegenstande, für mich noch das besondere Intereße, daß sie mir nachträglich einige belehrende Illustrationen zu Deinem Lehrgedicht bietet. Was nun dieses anbelangt, so besorge ich keineswegs, daß es ein Opus posthumum werden dürfte, wie Du andeutest. Erstens scheint die Natur ganz in Übereinstimmung mit den Wünschen Deiner Freunde (und deren Menge ist unzählig) Deinen Lebensfaden aus so festem trefflichen Stoffe gesponnen zu haben, daß noch entfernt kein Grund vorhanden, an einen Herausgeber für Deinen Nachlaß zu denken; zweitens wird es Dir gewiß gelingen bald einen Verleger zu finden, — wenn Du Dich ernstlich darum bemühen willst wird blos der Klang Deines Namens

dazu genügen und endlich wird schlimmsten Falles die Staatsdruckerei im Auftrage der Akademie sich unschwer dazu bestimmen laßen. In dieser Hinsicht wäre mir an Deiner Stelle gar nicht bange. Was die Wahl des Titels betrifft, so würde ich mich bei der gegebenen Alternative für den ersteren: "Mesnewi oder Doppeltgereimtes" entscheiden, vorausgesetzt daß Du nicht besondere Vorliebe und Gründe für den zweiten, der mir etwas gesuchter scheint, geltend zu machen hättest.

Die Zeitungen berichten wiederholt von Hagelschäden im Rabthale; ich hoffe daß Deine Besitzung darunter nicht gelitten hat. Unser gemeinschaftlicher Freund Gleispach ist dabei übel zu Theile gekommen, wie er mir kürzlich mittheilte. Bei uns sind die besten Ernteaussichten, insbesondere für den Wein. Doch ungeachtet des fortwährend heiteren fast afrikanisch glühenden Himmels rumort doch bisweilen der Donnergott bedenklich in den Lüften und macht die Herzen der Ökonomen besorglich nachbeben.

Meine Projecte für diesen Sommer sind sehr einfach und beschränken sich auf einen Geschäftsausflug nach Laibach zu der Tagsatzung, auf welcher ich durch Zuweisung der Grund Entlastungs Capitalien eines Theiles meiner ererbten Gläubiger loszuwerden hoffe und später auf einen Excurs an die Nordsee, in deren Wellen ich mich wieder zu erfrischen und zu stärken beabsichtige. Ich begreife und theile Deine Abneigung gegen warme Bäder und das gewöhnliche Badeleben und eben darum habe ich Helgoland so lieb, wo man fern von dem Treiben unserer Modebäder, so recht con amore in die herz- und leiberquickende Kälte der nordischen Salzfluth tauchen kann und zugleich so unmittelbar der ganzen Größe und Herrlichkeit des wunderbaren Elements gegenübergestellt ist. Mich wundert, daß Du, ein Freund der kalten Bäder, nicht schon längst mit den Seebädern vertrauter geworden bist, aber, so sehr die Schönheit und Prachtfülle der südlichen Meere in jeder anderen Hinsicht bezaubern muß, so möchte ich sie zu Sanitätszwecken Badenden in der Regel nicht empfehlen, denn Lauheit und Weichheit ist ihr Grundzug, dagegen stählende Herbe und Härte jener der weit vorzuziehenden nordischen Meere. — So gerne ich Dich wieder einmal in Hainfeld besuchen möchte, so schwer ausführbar ist dieß, da Du im Sommer, wo ich leichter abkomme, noch nicht dort bist, im Herbst aber mir das Abkommen von Hause kaum möglich ist. Ich muß meine Hoffnungen Dich wiederzusehen wohl wieder nach Wien richten. Meine Frau empfiehlt sich Dir mit verbindlichstem Danke für Deine freundliche Aufmerksamkeit, ich aber verharre mit Verehrung und Liebe Dein treuer Freund A. Auersperg.

Gratz, 10. Januar 1854.

Du hast mir, mein hochverehrter Freund, durch die Übersendung Deines neuesten Werkes und die dasselbe begleitenden freundlichen Zeilen eine angenehme Überraschung und zugleich das schönste Neujahrsgeschenk gemacht. Empfange für beides meinen herzlichsten Dank und die wärmsten Gegenwünsche. Obgleich mir vielleicht, wie Du richtig vermuthest und ich bescheiden gestehe, zum vollen unverkümmerten Genuße der "arabischen Mystik" die geeigneten Organe fehlen, so ist mir Deine Spende doch immer hochwillkommen als ein sprechendes Zeichen Deiner uns Jüngere beschämenden unerschöpflichen Thätigkeit und Rüstigkeit, Deiner unermüdlichen Produktionskraft und unverwelklichen geistigen Jugend, welche der Herr zu Deiner eigenen und unser aller Freude noch lange, recht lange bewahren und erhalten möge!

Die mir höchst unerwartet gewordene Verleihung des bayerschen Ordens hat mich hauptsächlich darum erfreut weil sie mich als Ehrengenoßen einem Kreise von Männern anreiht, deren Mehrzahl längst meine Liebe und Bewunderung besaß und unter deren Namen mir der Deinige vor Allen lieb und hell entgegenleuchtete.

Lebe recht wohl, empfange meinen erneuerten herzlichen Dank und entziehe mir auch in Zukunft Dein so oft und vielfach bewährtes Wolwollen nicht, das der Stolz und die Freude bleibt Deines treuergebenen Verehrers und Freundes A. Auersperg.

*

Gratz, 16. Januar 1854.

Innigst verehrter Freund!

Deinen neuesten freundlichen Brief v. 12ten d. M. hätte ich viel lieber in Deiner eigenen, allerdings für ungewohnte Augen (worunter aber die meinigen nicht mehr gehören) kaum lesbaren Handschrift mit einiger Mühe entziffert, als selben von fremder Hand gar so mundgerecht servirt zu bekommen, denn ersteres wäre ein Zeichen Deines ungestörten Wohlseins gewesen, während letzteres eine bedauerliche Störung desselben beurkundet, welche recht bald gehoben zu wissen ich von Herzen wünsche. Deine Schriftzüge üben, abgesehen von der Anziehungskraft einer bekannten Freundeshand, zudem noch einen eigenthümlichen feenhaften Zauber über mich; denn während ich sie entziffere, schwebe ich in der süßen Illusion einer großen Bereicherung meines Wissens, indem ich eine Übersetzung aus dem Arabischen zu machen glaube, da Deine lateinischen Lettern unwillkührlich, aber sichtlich, viel Ähnliches mit arabischen Schriftzügen in Ansatz und Schwung angenommen haben.

Daß Dir Braumüllers Brief soviel Unlust verursacht, ist mir sehr unlieb zu vernehmen. H. Braumüller ist allerdings ein alter Be-

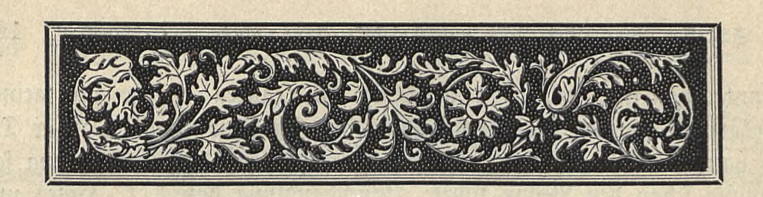
kannter von mir, denn seit beiläufig 15 Jahren beziehe ich meinen Bedarf an neueren Werken &c aus seiner Buchhandlung. Daß er Dir so ganz unbekannt bleiben konnte, wundert mich, da seine Firma seit Jahren schon den Beisatz führt: "Buchhandlung des k. k. Hofes und der Akademie der Wissenschaften" und in letzterer Eigenschaft doch schon in Deinen Gesichtskreis getreten sein dürfte. Was aber die Ablehnung des Verlags von Mesnewi betrifft, so hätte es der Mittheilung Deines Manuscripts an Braumüller gar nicht bedurft, um Dir zu sagen, daß dieser den Verlag niemals übernehmen werde. Dieses Resultat mußte Jedem, der den Umfang, die Gattung und überdieß die buchhalterische Bedächtlichkeit aller Braumüller'schen Verlags Unternehmungen seit Jahren kennt, in voraus ganz klar und unzweifelhaft sein. Bei Deinem großen und weitverbreiteten Rufe, glaube ich, wäre es gewiß viel zweckmäßiger und erfolgreicher gewesen (was ja übrigens noch immer geschehen könnte), Dich an einen Buchhändler im außeröstreichischen Deutschland zu wenden, wo schon so Vieles von Dir einen Verlag fand, als auf einen der Wiener-Sosier zu hoffen, die wesentlich doch nur vom Sortimentshandel leben und sich nur dann an einen Verlag wagen, wenn der Gewinn mathematisch sichergestellt ist. Auf jenem Wege wird das Erscheinen des Mesnewi nicht auf Deinen hoffentlich noch sehr entfernten Tod, auf den Du hinweisest, zu warten haben, sondern vielmehr in würdiger Ausstattung noch viele Jahre Dein Auge erfreuen können.

Erlaube mir schließlich eine Anfrage, die Du als so vielfach Decorirter mir aus eigener Praxis am besten beantworten wirst. Ist es üblich für einen erhaltenen Orden an dessen Spender ein Danksagungsschreiben abgehen zu laßen und beiläufig in welcher Form? Ich habe vorläufig für die Verleihung des Maximilians Ordens noch nichts gethan, als dem Minister v. d. Pfordten der mir die dießfällige Mittheilung machte, zu danken und ihn zu ersuchen meinen ehrerbietigsten Dank zur Kenntniß des Königs zu bringen. Außer jener Mittheilung v. d. Pfordtens ist mir weiter noch nichts zugekommen.

Meine für den December beabsichtigt gewesene Wiener Reise hat sich durch ein längeres Unwohlsein (Wechselfieber) das mich betroffen auf beßere Zeiten vertagen laßen müßen. Ich hoffe demnach Dich vielleicht im Februar in Wien zu umarmen.

Mit der innigsten Verehrung und den herzlichsten Grüßen Dein aufrichtig ergebener Freund A. Auersperg.





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Neue österreichische Dramen.

„Der Kampf um Wien." Historisches Schauspiel von Auguste Wahrmund. Druck und Verlag von Karl Gerolds Sohn, Wien 1894. — „Galla Placidia." Geschichtliches Schauspiel in fünf Aufzügen von Thienen Adlerflycht. Druck und Verlag von Karl Gerolds Sohn, Wien 1895. — „Die Kaiserin." Drama in fünf Acten von Ludwig v. Zitkovszky. Verlag von Karl Konegen, Wien 1895.

Als man im vergangenen Jahre im St. Stephansdome zum Ruhme der unsterblichen Befreier Wiens ein Denkmal errichtete, welches den Bürgern der Kaiserstadt jene so schweren und so glorreichen Tage in ewig lebhafter Erinnerung bewahren sollte, da gesellte sich zu der plastischen Kunst auch die Poesie, um jene Zeiten an uns wieder vorüberziehen zu lassen, deren wir immerdar mit Stolz gedenken werden. Schon das Jubiläumsjahr 1883 hat einen österreichischen Dichter von gutem Klange, Richard Kralik, zu einem Festspiele begeistert; das Jahr 1894, welches durch die Enthüllung jenes Denkmales die Erinnerungen jenes Jubiläumsjahres in unverminderter Kraft wach erhielt, schenkte uns zwei neue Dramen österreichischer Schriftsteller, welche denselben Stoff, die Befreiung Wiens im Jahre 1683, zu bewältigen versuchten: das eine, „Die Befreier Wiens 1683" von Freiherrn Adolf von Berlichingen, mit breiter, mehr epischer Entfaltung des großen Kampfes, das andere, oben genannte, mit der deutlich erkennbaren Absicht, nicht nur ein Buchdrama, sondern auch ein Bühnenwerk zu schaffen. Heimatlicher Stolz über die großen Ereignisse aus der Vergangenheit vaterländischer Schicksale und die Freude des Schaffenden an dem Stoffe, der so voll von großen Momenten ist, haben in gleicher Weise an der Vollendung dieser Dramen theilgenommen.

Wenn wir uns nun eingehender mit dem Drama von Auguste Wahrmund beschäftigen, so ist es wohl nicht erst nöthig, den Inhalt desselben vorzuführen. Starhemberg, Kollonitz, Liebenberg, Karl Herzog von Lothringen und Johann Sobieski — wer kennt nicht diese Namen, und wer wüsste nicht, welche Rolle diese Männer im

Befreiungskampfe Wiens spielten? Hier fragt es sich nur, wie der Dichter sich mit dem uns beinahe zu bekannten Stoffe zurecht gefunden habe; denn so sehr es für das inhaltliche Verständnis eines Dramas vom Vortheile sein mag, wenn uns Bekanntes vorgeführt wird, ebensosehr erfordert das Bekannte, und gar wenn wir mit dem Stoff so vertraut sind, wie es hier der Fall ist, eine große dichterische Kraft, uns Theilnahme abzuringen. Und dann ist die Belagerung einer Stadt und der Kampf der Befreiung, an dem nicht bloß einige Helden, sondern eine ganze Bürgerschaft ihren Antheil hat, für den dramatischen Dichter immer ein spröder Stoff; das Individuelle muss dem Typischen weichen, um die Masse zu charakterisieren, und je mehr Helden in den Vordergrund treten, je größer die Bürgerschaft ist, welche sich um Gut und Blut vertheidigt, desto mehr innere Hemmnisse stellen sich dem dramatischen Dichter entgegen. Und selbst der glückliche Ausgang, so wünschenswert und glorreich er in der Wirklichkeit ist, im Drama wird er, wenn nicht eine volle dichterische Kraft zugebote steht, nach all den dramatischen Momenten sehr leicht zu einer Ermattung führen. Es ist hundertmal leichter, einen Helden von Sziget zu dramatisieren, die ganze Vaterlandsliebe, Pflichttreue und Opferwilligkeit eines einzelnen bis zu dem äußersten vorzuführen als den verzweifelten Kampf von Tausenden.

Auguste Wahrmund hat die technische Schwierigkeit mit unleugbarem Talente zu bewältigen versucht; die reiche Handlung ist nicht allzu breit auf fünf Acte aufgetheilt, und der Aufbau des Dramas ist mit Glück durchgeführt. Außer den allgemein bekannten Personen, welche die Geschichte selbst dem Dramatiker stellt, hat die Dichterin einige frei erfunden, theils um die Menge in ihrer Denkart zu charakterisieren, wie den wackeren Bürger Ambros Frank, theils auch, einer romantischen Neigung folgend, um ihrem inneren ästhetischen Bedürfnisse nach einer eminent poetischen Gestalt gerecht zu werden. Das gilt namentlich von Bertha, der Tochter Franks, welche, als Jüngling verkleidet, in die Dienste Starhembergs tritt. Im Contraste zu ihr schuf die Dichterin die Adele von Bellefleur, welche ihren Verehrer, einen kaiserlichen Officier, verleitet, über die Leidenschaft seines liebenden Herzens seiner Soldatenpflicht zu vergessen.

Der erste Act versetzt uns sofort mitten in die Aufregung des Volkes hinein. Etwas zu hastig drängt Erscheinung an Erscheinung, so dass die Fülle der Personen mit ihren verschiedenen Interessen uns etwas verwirrt. Prächtig ist die darauf folgende Expositionsscene beim Kaiser. Die ganze Noth des Reiches und der Stadt wird in klarer, lebendiger Handlung mit großer Steigerung vor uns entrollt, und nachdem nun dem Grafen Starhemberg das Commando der Stadt übertragen ist, befinden wir uns in der eigentlichen Welt dieses Dramas, in dem Kampfe um Wien. Sehr wirkungsvoll sind die Scenen des zweiten Actes, welche uns Starhemberg als Commandanten kennen lernen lassen und uns die kampfbereite Schar der Bürger und Studenten vorführen. Die dramatische Steigerung hält bis zum vierten Acte kräftig an, im vierten Acte selbst sinkt etwas die dramatische Führung des Ganzen, und

die Sterbescene Liebenbergs gehört wohl nicht zu den besten Stellen des Dramas. Auch ist zu häufig die indirecte Schlachtschilderung gewählt, namentlich in den letzteren Acten. Eindrucksvoll schließt das Werk mit dem Einzuge Leopolds in Wien.

Das Drama verdiente wohl eine Aufführung. Die Sprache zeigt Gewandtheit und ist, ausgenommen wenige kleine Störungen, die sich vermeiden ließen, von großer Formvollendung. Freilich hat sich auch Auguste Wahrmund nicht immer von der Gefahr, allzusehr von dem rhetorischen Jambenpathos getragen zu werden, frei zu halten gewusst, ein Mangel, der sich bei weiterem Schaffen leicht wird überwinden lassen. Um wenigstens nur eine Probe von der schönen und warmen Empfindung, die an vielen Stellen hervorquillt, von der edlen Sprache der Dichterin zu geben, mögen die Worte Liebenbergs dienen:

„Wenn sonst der Sommer kam mit seiner Glut,
Der Sonne Strahl uns schier das Haupt versengte,
Da drängten sie aus Haus und Hütten vor
Und strömten froh hinaus ins grüne Weite,
Der reifen Saat, des Weinbergs süßer Frucht,
Der rothen Birn' und Äpfel sich zu freuen,
Die in den Gärten standen frisch und blank —
Da gab's ein Namensfest, dort bunten Tanz;
Auf Wies' und Hängen war das Volk gelagert,
Und auf der Donau Wellen schwamm's dahin,
Durch Wälder zog's und schattenkühle Gänge,
Nur von des Himmels hellem Blau umspannt!
O, könnt' ich einmal noch, der Sorgen frei,
Im grünen Zelt, am lichten Ufer steh'n
Und säh' die Donau rauschend ostwärts strömen,
Der Sonne Glanz auf ihrer Wellen Schaum! —
O Tag der Freiheit und Du, gold'nes Licht,
Du schönheitreicher, meiner Heimat Boden,
Du jubelnd Volk, Du lachend frohe Stadt! —
Euch schau' ich nie mehr, nie des Friedens Segen,
Das Ende nie der ungeheuren Noth!"

Am Schlusse des Dramas sind Notizen angebracht, welche für einzelne Stellen desselben literarische Quellen angeben. Das zeigt wohl von einer sehr eingehenden Beschäftigung mit dem Historischen des Stoffes, wäre aber nach unserer Meinung doch entbehrlich. Die Werkstatt des Dichters kümmert das genießende Publicum gar nichts, und der Dichter soll wohl sein innerer und erster Kritiker, nicht aber sein eigener Philologe sein.

Dasselbe gilt von dem zweiten Drama, das uns vorliegt, von „Galla Placidia". Thienen Adlerflycht hat zu manchen, schließlich ganz unbedeutenden Zügen, die er verwertet, eine historische Quellennotiz gegeben. Das ist für das Verhältnis dieser neuesten Jambendramatik zur realistischen Richtung charakteristisch. Man kann sich selbst im Jambendrama, das genug Hohles und Unwahres hervorgebracht hat, nicht mehr ganz den modernen Einflüssen entziehen, und man sucht auch im historischen Drama die Realität der Ereignisse aufrecht zu erhalten. Eine Jungfrau von Orleans könnte heute niemand mehr im Kampfe fallen lassen; unsere historische Empfindung würde sich dagegen

sträuben. Durch diese Notizen trachtet man in der Dichtung dem Bedürfnis nach Wahrheit gerecht zu werden, während es sich doch in der Poesie nicht um die nackte Wahrheit handelt, die ja an und für sich gar nichts Poetisches hat, sondern um die Bewältigung der Wahrheit durch die Schönheit.

Das Drama von Thienen Adlerflycht ließe sich auch „Der Kampf um Rom" betiteln. Es spielt in den Jahren 410 bis 415 n. Chr. und führt uns die so ereignisreichen wenigen Kampfjahre der Gothen vor Augen. Das Schicksal dreier gothischer Heldenkönige, Alarichs, Athaulfs und Wallias, zieht an uns vorüber. In der Mitte der Handlung steht Placidia. Die merkwürdigen Schicksale ihres Lebens können wohl einen Dramatiker reizen. Sie war die Schwester des Kaisers Honorius, durch Schönheit und Geist gleich ausgezeichnet. Bei der zweiten Einnahme Roms war sie in gothische Gefangenschaft gerathen, und nach dem Tode Alarichs vermählte sie sich mit dem jugendlichen Helden und Nachfolger Alarichs, mit Athaulf. Nachdem Athaulf die Gothen nach Gallien geführt hatte, feierte er in Narbonne mit ungeheuerer Pracht das Beilager. Aber schon im nächsten Jahre verlor er nach siegreichen Kämpfen durch die Hand eines Meuchelmörders sein Leben. Siegerich, ein Feind des baltischen Hauses, dem Athaulf angehörte, bemächtigte sich der Herrschaft, wüthete gegen die Balten, ließ die Kinder Athaulfs ermorden und schonte selbst die Witwe nicht. Zwölf Meilen ließ er Placidia zu Fuß vor seinem Pferde herlaufen. Aber schon am siebenten Tage erschlugen die Gothen den grausamen Herrscher und erwählten Wallia zum König. Dieser sandte die Römerin dem Kaiser zurück und suchte mit Rom in ein freundschaftliches Verhältnis zu treten. Placidia vermählte sich mit Constantius, den Honorius zum Mitregenten ernannte, und der schon seit Jahren nach der Hand der schönen Placidia gestrebt hatte. Die weiteren Schicksale der letzteren kümmern uns in Bezug auf unser Drama nicht. Diese wenigen Jahre ihres Lebens enthalten genug an Leidenschaft, an Kämpfen und großen, die alte Welt erschütternden Ereignissen. Der Dichter hat die Frau in den Mittelpunkt dieser Begebenheiten gestellt. Fragen wir uns, worin der Dichter den Angelpunkt der dramatischen Handlung gefunden hat, so können wir kurz sagen: in dem Conflicte zwischen der Neigung des Herzens und den Forderungen der Pflicht. Unaufdringlich wird dieser innere Conflict in Handlung umgesetzt. Und während in den Dramen es meistens der Fall ist, dass die letzteren Acte gegen die ersten abfallen, können wir hier das Umgekehrte wahrnehmen. Placidia ist bis in den fünften Act das Freuden und Leiden erduldende Weib. Aus höchstem Glücke, das sie mit dem Verzicht, im Herzen und nach außen hin eine Römerin zu sein, sich leichten Muthes erkauft hat, stürzt sie in das tiefste Elend. Aber der Gedanke:

„Mit Pflichten werden wir geboren;
Sie folgen uns auf unsrem Lebenspfade,
Und stirbt die eine hin im Tanz der Horen,
Tritt eine andre für die Schwester ein —"

gewinnt über ihr Herz, das noch immer an Athaulf hängt, allmählich die oberste Gewalt. Dem Volk der Gothen den Frieden Roms zu gewähren

und diesen durch ihre Macht als Gemahlin Constantius' aufrecht zu erhalten, das läst sie endlich in die Ehe mit Constantius einwilligen. Mit Schmerzen sagt sie sich von ihren Lieblingsträumen los:

„O Liebe, wandellos erscheinende,
Wenn Du mit Deinem ersten Zauber nahst,
Als jugendliche Lichtgestalt uns lächelnd,
Dann reichst Du uns den glänzend gold'nen Becher,
Den Wonnetrank gefüllten, freundlich dar!
Wir kosten Deinen Trank bis auf die Neige.
Den leeren Becher sollst Du wieder füllen.
Wir rufen Dich, wir halten ihn Dir hin.
Wo bleibst Du denn? — Leichtfüßig flohst Du weg!
Wohin? Ins Schattenreich? — Gib Antwort uns!
Da sendest Du die graue Pflicht statt Deiner.
Nur sie ist ewig, rufst Du aus den Wolken.
Nur ihr gehört der Mensch bis an das Ende.
Erkenne, was Du sollst — und lebe wohl!"

Es würde zu weit führen, das einzelne des Dramas und dessen Charaktere zu behandeln. Die ersteren Acte leiden hie und da an einer gewissen Trivialität der Sprache, während sich mit dem Fortschreiten der Handlung, die immer concentrierter wird, auch die Sprache in dem Feuer der poetischen Begeisterung läutert und der Schönheit nicht entbehrt. Als eine besondere Eigenthümlichkeit wäre die Anwendung des Chores zu erwähnen. Aber die Sprache der Chöre steht nicht immer auf der Höhe einer poetischen Empfindung und eines vollendeten Ausdruckes. Auch finden wir das Traum- oder Nebelbild — man weiß eigentlich nicht, wie man das nennen soll — welches uns die Bestattung Alarichs, 'halb Wirklichkeit, halb Vision, vorführt, ohne innere Berechtigung. Für das Auge mögen ja solche Scenen sehr schön sein, aber sie sind mehr — in üblem Sinne — opernhaft als echt dramatisch.

Doch der Literaturfreund kann es mit aufrichtiger Freude aussprechen, dass auch in diesem Drama wie in dem zuerst genannten das technische Können entschieden vorhanden ist.

Auch in dem dritten uns vorliegenden Drama, „Die Kaiserin" von Ludwig von Zitkovszky, einer sehr achtenswerten Leistung, muss dies anerkannt werden. Mit Ausnahme der Expositionsscene des vierten Actes, in welchem zwei aufeinanderfolgende Scenen mit je einem etwas alterthümlichen und unbeholfenen Monologe endigen, ist die Handlung durch alle fünf Acte geschickt durchgeführt, und besonders ist die klare, einfache Exposition des ganzen Dramas sowie die lichtvolle Entwicklung bis zur Katastrophe sehr zu loben. Die Sprache ist einfach, und in ihrem Innern liegt ein gewisser kräftiger, männlicher Zug. Freilich sind auch einige Flecken vorhanden, die der Dichter leicht hätte vermeiden können.

„Blut, spreng' die Schläfen! Erde,
Schling mich hinab —"

ruft einmal Josefine, die Kaiserin, aus, und als Napoleon die unwahre Nachricht bekommt, Josefine habe sich durch einen freiwilligen Fenstersturz getödtet, weiß er seiner augenblicklichen Vernichtung nicht besser Ausdruck zu geben als damit:

„Todt!
Ist's möglich? — Todt? Was hast Du mir gethan?
Es flammt der Blitz — und alles bricht zusammen!"

Das sind Phrasen an Stelle wahrer, starker Empfindung, und ein Dichter vom Talente Zitkovszkys, dem sonst die Kunst der Sprache zur Verfügung steht, muss da die Selbstkritik zur Geltung kommen lassen und solche Verse — und solche Gedanken — unbarmherzig tilgen.

Auch in diesem Drama haben wir eine Frau im Mittelpunkte der Handlung. Wiederum der Conflict zwischen der Neigung des Herzens, den tausendfachen liebgewordenen Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit und den unbarmherzigen Anforderungen des Schicksals! Kein Geringerer als Napoleon ist für diese Frau das Schicksal, er, der es für die Welt und für so viele Menschen gewesen ist. Immer wird der Dramatiker gerne nach solchen übermenschlichen Naturen greifen, welche der Phantasie des Dichters gleichsam den ungeheueren Apparat der ganzen Welt verschwenderisch zur Verfügung stellen. Und jeder Dichter wird aus der Unerschöpflichkeit solcher Naturen, wenn er auch nur eine Episode aus deren Entwicklung herausgreift, sich einen Charakter schaffen können, der interessiert, und der, selbst einseitig betrachtet, dennoch in alle Tiefen seines großen Menschenthums schauen lässt.

Wie oft ist Napoleon schon dem Weibe gegenübergestellt worden! Hier hat Zitkovszky versucht, ihn aus seinem Verhältnisse zu seiner eigenen Frau, welche ihn so liebte, und gegen welche er selbst die weicheren Stimmungen seines strengen Gemüthes so oft erschloss, zu gestalten. Die edle, gute Kaiserin, welche sich die Liebe des französischen Volkes zu erringen gewusst hatte, und die den grausamen, harten Eroberer so oft zur Milde zu überreden verstand, war Napoleon aufrichtig zugethan. Er selbst vergaß ihrer sogar inmitten der Aufregungen des Krieges nicht, und aus dem Lager heraus sandte er ihr Briefe, welche halb Schlachtenberichte, halb Liebesepistel waren. Noch in der Nacht nach der Schlacht bei Jena schrieb er ihr und schloss einen kurzen Bericht des Erfolges mit den Worten: „Gehab Dich wohl und liebe mich!" Aber der Ehrgeiz und die stolzen Pläne des Mannes forderten auch das Glück dieser geliebten Frau zum Opfer. Ihre Kinderlosigkeit war mit seinen hohen Absichten, die weit in die Zukunft hinausgriffen, unverträglich. Immer lebhafter wurde ihm der Gedanke der Scheidung, und diesen schürten noch die ehrgeizigen Verwandten des Kaisers, denen die Beseitigung der Josefine Beauharnais eine Möglichkeit der Erfüllung aller erdenklichen kühnen Pläne zu geben schien. Diesen schweren Kampf, den Josefine mit der Liebe zu Napoleon, mit ihrer Frauenwürde und dem begreiflichen Ehrgeize, sich in ihrem ungeheuren Glanze zu behaupten, durchzumachen hatte, bis sie endlich in die Scheidung willigte, das ist der Inhalt des lebendig geschriebenen Dramas „Die Kaiserin". Napoleon selbst trennt sich nur schwer von ihr, und der Dichter betont mit besonderer Absicht den Glauben Napoleons, dass an Josefine sein Glück gebunden sei. Der Scheidung selbst hat der Dichter mit Rücksicht auf Josefine ein höheres ethisches Motiv glücklich zugrunde gelegt; schon will Napoleon die Verbindung mit der österreichischen Prinzessin zugunsten Josefinens

wieder lösen, da entsagt diese selbst, sich den höheren Pflichten beugend. Sehr dramatisch ist das Hin- und Wiederspiel der Entschlüsse, welche innerlich feststehen und doch nur schwer gethan werden, durchgeführt. Mit dem schönen Worte Josefinens:

„Ein stetes Scheiden nur ist diese Zeit —
Wir aber sind vermählt in Ewigkeit —“

schließt das an innerlichen Kämpfen reiche Drama.

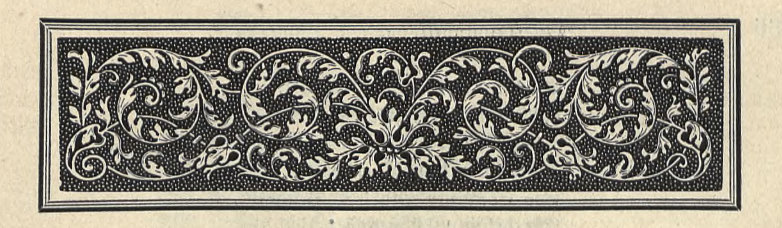
Bei Charakteren von der Größe Napoleons wird man immer vor allem darauf gespannt sein, wie der Dichter dieser Natur beizukommen suchte. Denn solche Charaktere, die einem Poeten alles geben, was er sich an Größe und Tiefe psychologischen Materials in seinen kühnsten Träumen wünschen mag, zerfließen am leichtesten in ein Nichts, weil der Dichter ihrer Größe und Tiefe nur selten gerecht wird. Zitkovszky hat sich glücklich von der Sucht, Napoleon dramatisch zu behandeln, frei gehalten. So verfiel er auch nicht in jene unleidliche Neigung, der z. B. Voss in seinem „Weh den Besiegten!“ unterlag, den großen Mann durch phrasenhafte Dithyramben charakterisieren zu wollen. Sein Napoleon ist einfach, menschlich, und wenn der Dichter die ungeheure Welt dieses Mannes selbstverständlich nicht ganz außer Augen lassen konnte, so wusste er sie doch bescheiden zu verwerten und sich in den Grenzen seines Stoffes zu halten. Mit einer Stelle des Dramas, welche die Sprache charakterisieren mag, sei, wenn auch ungern, geschlossen:

„Als ich Dein blutend Haupt, o Josefine,
In meinen Händen hielt — Dein müder Geist
Sich diesem Erdball zu entschwingen schien,
Kaum dass ein leiser Seufzer noch verrieth,
Du lebtest — sieh, da fühlt' ich tief erschrocken
Ganz hingeschmolzen meine Kraft — da stiegen
Gedanken auf: wenn jetzo das Geschick
Mich führte in die Schauer jener großen
Entscheidungen, die über Tod und Leben,
Triumph und Untergang die Lose werfen —
Dies Herz, aus dem der frohe Muth gewichen,
Verzagte an dem Sieg!
Nacht war's, als ich an Deinem Bette wachte,
Und seine Flügel schwang der wilde Sturm
Um Fontainebleau. Der Donner rollt, am Himmel
Entbrennt der Krieg! — Bald dünkt der Aufruhr draußen
Mich ungeheure Schlacht, die ihren Kreis
Stets enger um mich zieht; die ganze Welt
Erhebt sich wider mich in wildem Hass,
Aus jeder Himmelsgegend zieht heran
Unzählig Volk, in hundert Zungen sprechend.
Da hebt ein fürchterliches Schießen sich,
Gewalt'ges Morden — eine Völkerschlacht!“

Fassen wir alles zusammen, was uns diese drei Dramen an Eindruck hinterlassen, so dürfen wir wohl mit dem berechtigten Wunsche schließen: Möchten diese Talente sich weiter entwickeln und reifen und dorthin gelangen, wohin es sie treibt, zur Bühne, der wahren und lebendigen Welt des Dramas, gegen welche das Buch doch nur etwas Halbes und Unvollkommenes bleibt!

Wien. Camillo V. Susan.





Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Ich kenne ein Lied.

Wien. Von Leo Grünstein.

Ich kenne ein Lied,
Ein reizendes Lied,
Es klingt so bang und so leise,
Es dringt bis ins Herz,
Ins steinerne Herz
Und hat eine traurige Weise.
Und wer es vernimmt,
Und wer es vernimmt,
Er ist um die Ruhe gekommen,
Wie sehr er sich sträubt,
Wie sehr er sich sträubt,
Ihm wird kein Mittel mehr frommen.
Des Schmerzes Accord,
Der Sehnsucht Accord,
Sie nehmen die Seele gefangen
Und wühlen darin
Und tödten darin
Das keimende Lebensverlangen.



Dichtungen von Adam Asnyk.

Aus dem Polnischen übersetzt von Leo Grünstein.

Das welke Blatt.

Nicht länger konnt' ich bannen
Den süßen Herzenstraum,
Paar Worte schrieb ich nieder
Auf weißer Rose Saum.

Wovon ich schweigen musste,
Was meine Brust erfüllt',
Dem Rosenblättchen hatt' ich's
Aufs G'rathewohl enthüllt.
Die Hoffnung und den Trübsinn,
Die bitter mich gequält,
Was ich nur dacht' und fühlte,
Ich hatt' es ihm erzählt.
Die stille Herzensbeichte
Hielt ich für sie parat
Und wollt' mir Antwort holen
Vom weißen Rosenblatt.
Doch als ich mit den Blicken
Das Rosenblatt durchfuhr,
Da fand ich in demselben
Von Worten keine Spur.
Das Blatt ist welk geworden —
Dahin der Träume Hort!
Was ich ihr senden wollte —
Es ist für immer fort!

❦

Die schönsten Lieder.

Die schönsten Lieder hat mich
Gelehrt mein Mägdelein,
Der Meister musste immer
Ihr rothes Mündchen sein.
Aus ihrem Munde tönte
Manch neuer, frischer Klang,
Ihr Lächeln war melodisch,
Ihr Sprechen war Gesang.
Wovon mein Herz nur träumte,
Und was es nicht errieth,
Das sprach aus ihren Augen,
Das klang in ihrem Lied.
Ich blickt' ihr in das Auge
Oft, Hand an Hand geschmiegt,
Von süßen, träumenden Weisen
Und tönendem Zauber gewiegt.
Und was mein Ohr nicht fasste,
Was meinem Blick entgieng,
Von ihren rothen Lippen
Mein eig'ner Mund empfieng.

❦

Keine Fabel.

Es fiel eine Knospe vom Pappelbaum,
Sie fiel hinab in des Stromes Schaum.
Und drüber wob eine Fliege so klein
Die Spinne mit in ihr Netz hinein.
Mit immer wachsender Wuth und Hast
Zerrt sie erbittert an ihrer Last.
Wenn jene den siechen Körper bewegt,
Die Spinne sich wild ihr ins Mittel legt
Und quält sie und bohrt mit gesteigerter Lust
Ihr den tödlichen Stachel hinein in die Brust.
Die Knospe, sie schwimmt in gemessener Ruh'
Dem Falle der tosenden Strömung zu.
Doch kaum dass die Fliege den Tod erlitt,
Riss sie im Sturze die Spinne mit,
Und es fiel mit dem Opfer ins Wellengrab
Zugleich auch der stolze Sieger hinab.



Dichtungen von Kasimir Tetmajer.

Aus dem Polnischen übersetzt von Leo Grünstein.

Im Sonnenbrand, im Rosenoceane,
In Sinnesglut und seligem Entzücken
Möcht' ich dem Donner gleich am hellen Tage
Das Todesmal auf meine Stirne drücken!

Doch ehe sich die Wangen bleich entfärben,
Komm, süßes Kind, und reich' mir Deine Lippen,
Und ehe mich der Todesfrost durchschüttelt,
Lass mich noch einmal dran, noch einmal nippen!

Der Traum ist hin! An meinem Aug' vorüber
Seh' ich die Wahrheit ziehn mit bitterem Gesichte,
Wovon ich noch vor einem Weilchen träumte,
Ist alles fort, wird alles nun zunichte.
Der Traum ist hin! Vom hellen Himmelslichte
Kehr' ich zurück zur ewig leeren Klage
Und weiß nicht recht, ob nicht mein eig'nes Leben,
Ob nicht die Phantasie die Schuld an allem trage.

Stille ist's. Ein Abendnebel. An dem Himmelszelt, dem bleichen,
Prangt des Mondes Silbersichel, lässt sich ein Gestirn erblicken.
Drüben sieht man dort am Himmel gegen Westen hin die letzten
Tagesmüden Sonnenstrahlen ihrem Ende näher rücken.

Ach, in einer solchen Stunde sollt' ich auf die freien Felder,
Auf die weiten Wiesenräume mit besonderem Behagen
Einst mein Sehnen, Lieben, Hoffen, meine schönsten Jugendträume
Mit als treue Bürde tragen!
Der Natur vertraut' ich meine überströmend volle Seele,
Niederlegt' ich das Geheimnis in dem müden Mutterschoße,
Einem Riesenschatze ähnlich — doch was könnt' ich heut' ihr bieten?
Nichts als eine weite Leere, eine unermesslich große!



Gedicht von Marya Konopnicka.

Aus dem Polnischen übersetzt von Leo Grünstein.

Kein Sturmwind kann den Wald erschüttern,
Und reißt er auch ein Birklein nieder;
Kein Dichter gibt in einem Liedchen
Sein ganzes Seelenleben wieder.
Der Wald ist dicht; durch seine Schatten
Wird schwerlich je ein Windhauch dringen —
Die Seele kann ihr banges Zittern
Verborgen nur zum Ausdruck bringen.



Sünder.

Erzählung von Anton Gitschthaler.

Villach. (Schluss.)

Weiter oben, wo die Bäume enger aneinandergerückt standen und der Bach in weitem Bogen lärmend über einen Felsen niederstürzte, tauchte ein großer starker Mann auf. Er hatte einen langen schwarzen Vollbart, langes wirres Haar von derselben Farbe und breite Schultern, die von einem abgetragenen, arg zerfetzten Rocke bedeckt wurden. Als er das Diandl erblickt hatte, blieb er stehen, stützte sich auf seinen Gangstecken und schaute finster auf die Weinende herab.

„Weinen," sagte er leise durch die zusammengepressten Zähne, „Weinen kann ich nicht vertragen. Bin daheim schon am Morgen fort, weil sie geweint haben."

„Dass Du mir aber das gethan hast, Sepp, dass Du mir lauter das gethan hast!" hörte er. Von der Lärche drunten kamen die Worte her von den Lippen des jungen Diandls und schnitten ihm ins Herz.

„Sepp, warum hast denn nicht mir das Messer hineingestoßen, warum denn ihm, warum denn dem Vater!"

„Verflucht," stieß der Mann leise hervor, „das muss ich heut' auch noch sehen und hören!"

Er war im Begriffe gewesen, abwärts zu gehen, aber nun kehrte er sich um, weil er an ihr nicht vorüber mochte, und gieng wieder zurück aufwärts in den Wald hinein, neben der Fleiß dahin. Langsam setzte er die Füße, Schritt für Schritt, vor sich hin, als er aus ihrer Gehörweite gekommen war. Den Kopf hatte er gesenkt, als müsse er auf das Fleißwasser hinhorchen, das neben ihm seine Sprache führte. Und er führte seine eigene Sprache, der Bach; wie dann seine Wasser über Felsen herunterstürzten, an Steinen anprallten oder auf sandigem Grund mit mäßigem Gefälle dahinrieselten, klang es wie Flehen, Klagen oder Bitten oder wie ein zorniges Drohen. Just so kam es ihm vor, als hätte sich der Seelenschmerz des jungen Weibes dem Wasser mitgetheilt. Je höher er stieg, desto wilder wurde der Wald, desto lauter der Bach, der sich nun sachte zu trüben anfieng, weil der warme Wind dem Schnee arg zugesetzt hatte.

„Blas nur zu," brummte der Mann, „blas nur und friss ihn auf einmal auf, den Schnee, dann brechen drunten die Wehren, und dann kommen oben die Hölzer aus, und nachher, wann's vorüber ist, dann kommt Geschäft für uns arme Leut'! — Verflucht," rief er, „wenn immer Geschäft gewesen wär', dann wär' das nicht geschehen!"

Er ließ den Bach links und gieng rechts nach dem ausgetretenen Stege eine Anhöhe hinauf.

„Was werden etwan heut' die daheim zu beißen haben, möcht' ich wissen," redete er weiter mit sich selbst. „Andere Leut' sind auch arm, haben aber doch zumeist Sterz und Brot, wir haben aber jetzt rein gar nichts."

Droben auf der Höhe war ein Waldschlag, da hatte er freien Ausblick hinunter in den Silbergraben, der die Felsmassive des Hochstadls und Reckkopfes voneinander trennte. An den kahlen Steinwänden war der Schnee zumeist abgestürzt, und auch die Almen, dort wo sie der Sonne zu eine Lehne bildeten, hatten nur mehr wenige Schneestreifen, die von der Ferne wie eingelegtes Silber auf braunem Grunde aussahen; aber tiefer in den Gräben unten und an den Schattenseiten, da war es noch weiß wie mitten im Winter. Der Schimmer der untergehenden Sonne lag auf den Bergen und dehnte sich noch auf die höheren Wälder aus, von Secunde zu Secunde an Größe verlierend. Der Mann nahm das arg beschmierte Filzhütlein vom Haupte und strich die tiefschwarzen struppigen Haare aus dem dunklen Gesicht. An den vergoldeten Zinnen und Zacken der Berge blieb sein Auge hangen, und es war, als wollte er das verschwindende Sonnenlicht damit zurückhalten.

„Du lieber Herrgott droben im Himmel," sagte er, „wenn das auf dem Hochstadl, dort auf der Höh' richtiges Gold wär', und unsereins dürft' einmal herabholen, so viel man ertragen könnt', wie gern wollt' man sich damit halb todt recken, um es herunter ins Thal zu bringen — ach was," setzte er bei, „was brauchte ich so viel! Ein Stück, so groß wie meine Faust oder noch kleiner wie ein Hühnerei, und man hätt' genug, um Weib und Kinder zu füttern, und wär' sein Lebtag ein ehrlicher Kerl geblieben."

Die Sonne war verschwunden und hatte auf den Bergen ein rosiges Leuchten zurückgelassen, während sich in den Thälern weiße Nebel

sammelten. Drunten im Silbergraben stieg eine milchweiße Rauchsäule in die Luft auf.

„Sie thun heizen in der Kohlhütten,“ sagte der Mann. „Was sie etwan beißen werden, bin ich neugierig! Leicht haben sie gar Fichtenrinden gekocht oder Tannenpech. Wär' eh am besten, unsereiner möcht' sich den Magen auspechen, dass man sein Lebtag keinen Hunger spüren thät'.“

Er gieng mit großen Schritten den steilen Hang abwärts der Rauchsäule zu. Nicht mehr auf Weg und Steg achtend, sank er manchmal tief in den aufgeweichten Schnee ein. „Haben doch noch eine Weil' zu thun, der Jauck und die Sonn', bis sie ihn wegbringen, den Schnee.“

Am Wiesenraine dem Walde gegenüber stand ein Bauernhaus, und ein Lichtlein schimmerte daraus zu ihm herüber.

„Dort sitzt ein alt Weiblein und thut weinen,“ sagte er, „und drunten beim Muttergottesbild kniet ein Diandl und thut weinen — Vizenz, was bist Du für ein schlechter Kerl! — Ah was,“ fuhr er auf, „drunten in der Kohlhütten sind fünf Kinder und ein schwaches Weib, die thun auch weinen, aber vor Hunger! Hörst Du, lieber Herrgott? Vor Hunger thun sie weinen, vor Hunger, und ich hab' auch Hunger, möcht' einem Reichen mit Lust und Freud' die Taschen umkehren, dass ich drunten die Brut und mich selbst füttern könnt'!“

Über seinem Haupte in einer mächtigen Fichtenkrone flog ein großer Vogel auf. Lange hörte er den schweren Flügelschlag durch den dämmernden Abend.

„Wenn's ein Hahn wär',“ dachte sich der Mann, „und ich ein Gewehr hätt', dann könnt' ich für die Meinen morgen den Tisch decken; wenn's ein Rabe war, dann hat er mir den Galgen angezeigt.“

Noch einige Schritte machte er nach abwärts, dann war er vor einer kleinen Hütte, die neben der Fleiß stand, angekommen. Einen Blick warf er durch ein Fensterlein, das dreiviertels mit Papier zugeklebt war, in das Innere, und da wollten ihm schier die Augen vor Verwunderung übergehen. Vier Kinder kauerten drinnen um eine große Schüssel und aßen, und daneben saß ein bleiches Weib, das jüngste Kind am Arm, und betete. Fast wie ein Traumbild kam es ihm vor, und er dachte im ersten Augenblick, ob nicht etwa doch, dieweil er aus war, ein Engel vom Himmel heruntergestiegen sei, um seine Kinder zu speisen. Mit einem Ausruf der Verwunderung öffnete er die Thür.

„Vater,“ schrien ihm die vier Kinder fast zugleich entgegen, „komm, wir haben viel zu essen!“

Der Mann blickte fragend auf das Weib hinüber. „Vizenz,“ sagte dieses und legte das kleine Kind auf das Strohlager neben den großen warmgeheizten Kachelofen, „wirst mir nicht bös sein, dass ich's nimmer anschauen gekonnt hab', wie die Hascherlan hungern, und dass ich 's Hansele hinaufg'schickt hab' zum Dornwirt, damit er uns was borgt!“

„Ja,“ erzählte das älteste der Kinder, der Bube, „der kranke Dornwirt wollt' mir nichts geben, aber die Liesi hat gegeben — und viel — und mir hat sie noch extra eine Semmel gegeben; davon hat das Mizele, das Ferdele und das Vizenzle, jedes ein Riegele

bekommen. Und Vater, zahlen brauchst es auch nicht, brauchen nur die Mutter und ich dafür zu beten!"

„Beten," stöhnte der Mann, der wegen seiner Größe gebückt in der niederen Stube stehen musste, und sank auf die Ofenbank hin, „beten! Wie gerne wollt' ich wieder beten!"

Das blasse, aber noch junge Weib kam zu ihm heran, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte: „Siehst, Vizenz, es darf Dich nicht verdrießen, aber ich denk' mir halt immer, wenn wir ein bissl mehr auf Gott vertrauen thäten, wir kämen noch einmal auf gleich! Seitdersieder (seitdem) Du nichts mehr Kirchen gehst und — es darf Dich nicht verdrießen — Du lieber die Schnapsflaschen in die Hand genommen, wenn Du keine Arbeit gehabt hast, seitdersieder ist's abwärts gegangen bei uns."

„Nanni," fuhr er auf und stieß ihre Hand zornig zurück, „was soll denn der Mensch thun wie trinken, wenn ihn das Elend so angeht, wie es mich angegangen ist! — Curasch muss er sich trinken, dass er —" Er vollendete den Satz nicht und raufte sich zusammensinkend das wüste Haar mit den Händen.

„Beruhig' Dich, Vizenz!" ermahnte das Weib und blickte mit thränendem Auge hinauf zum Kreuzlein, das ober dem Strohlager der Kinder hieng. „Der liebe Gott sieht alles und weiß alles, er wird auch auf uns nicht vergessen."

„Da hätt' er schon lang auf uns denken können, wenn er Lust dazu gehabt hätt'! Aber ich glaub', der liebe Herrgott hat auch nur seine Bestimmten, für die er was thut."

„Komm," bat sie, „geh her! Da hab' ich Dir ein Essen aufbehalten. Thu lieber essen als über unsern Herrgott lästern und schimpfen! Hunger thut weh, aber mit dem satten Magen vergeht der Unmuth."

„Hab' mir nichts verdient," sagte er.

„Komm nur, Vizenz! Es gibt viele Leut' auf der Welt, die sich nichts verdienen und doch essen und gut essen." Sie stellte ein Schüsslein mit Essen neben ihn auf die Ofenbank hin.

Die Thränen standen ihm in den Augen.

„Nanni, bist eine gute Seel'! Wenn's nur Dir und den Kindern besser ergienge, dass ich das Elend an Euch auf wenigst nicht anschauen müsst'!"

„Sei ruhig, Vizenz, ich trag' es schon!"

„Möcht' wissen, wozu einem der Herrgott so viele Kinder gibt, wenn man sie nicht erhalten kann."

„Thu über unserm Herrgott nicht lästern und auch nicht über die Kinder! Wer weiß, ob wir mit ihnen nicht noch viel Gutes erleben werden."

„Ach, Nanni," fuhr er auf und ballte die Fäuste, „heut' wär's mir am liebsten, ich wär' todt, denn wenn ich mir so denk', dass ich's auf dieser Welt zu einem so schlechten Kerl gebracht hab', möcht' ich jetzt am liebsten unter die Erden schliefen!"

„Schlecht bist Du ja nicht, Vizenz! Dein bissl Trinken, das wirst Du, wenn's wieder besser geht, in Gottes Namen wohl wieder lassen."

„Nanni," sagte er mit leiser Stimme, „Du weißt nicht, wie schlecht ich bin!"

Die Kinder hatten mittlerweile, unbekümmert um die Zwiesprache der Eltern, die Schüssel ausgegessen und leckten noch die Löffel ab. Für sie war das ein Festmahl gewesen.

Das Vizenzle, ein Büblein von fünf Jahren, kam zum Vater heran und wollte auf seinen Knien schaukeln. Dieser hob ihn zu sich empor und küsste ihn, dann schickte er ihn zu den anderen, die sich unter dem Crucifix niedergekniet hatten, um ihr Abendgebet zu verrichten.

„Jesus, lass uns Dir empfohlen sein und bleib bei uns bis zu unserer letzten Stund'! Beschütze unsern Vater und unsere Mutter und beschütze die gute Dornwirt-Liesi!" beteten sie.

„Beschütze die Dornwirt-Liesi!" sagte der Mann und lehnte das Haupt müde an die Wand. „Beschütze alle Guten und bestrafe die Bösen — Herrgott, der Hunger thut weh!" Er streckte die Hand aus nach dem Schüsslein, das ihm sein Weib hingestellt hatte, und aß es mit der Gier eines hungrigen Wolfes aus.

Das Weib legte die Kinder auf das Strohlager und setzte sich dann wieder neben ihren Mann auf die Bank, nicht ohne zuvor einen frischen Kienspan anzuzünden, um bei ihrer Handarbeit zu sehen.

„Ist ein hartes Elend," sagte sie, „aber's wird schon wieder besser werden. Man muss nur nicht den Kopf gleich ganz hängen lassen!"

„Es wird nimmer besser," entgegnete er mürrisch, „merk' Dir's, es wird nimmer besser!"

„Warum denn nicht?"

„Weil ich's ganz gewiss weiß, dass es bei uns nimmer besser werden kann!"

Da pochte es heftig an die Thüre, und eine weibliche Stimme rief von draußen: „Kohlhütter, thu aufmachen!"

Beide standen erschreckt auf.

„Komm," sagte er, als er wieder gerufen wurde, zu seinem Weibe, am ganzen Leibe zitternd, „leucht' mir, dass wir sehen, wer's ist! Leicht hat sich einer vergangen."

„Leicht ist eine nöthige Arbeit ausgekommen," meinte sie.

„'s ist ein Weib, was ich vernommen hab'," sagte er und schob den Holzriegel zurück, welcher die Hütte von innen verschloss.

Draußen stand die Dornwirt-Liesi mit dem alten Hausknecht, der mit einer Laterne über ihren Kopf hinweg leuchtete. Sie hatte ein warmes Tuch um ihre Schultern gelegt, in ihren arg zerzausten Haaren hiengen eine Menge Waldnadeln, und auf ihrer glatten Stirne perlten die hellen Schweißtropfen.

„Kohlhütter," rief sie mit zitternder Stimme in die Hütte hinein, „nimm Deinen Hut und komm schnell mit mir! Der Vater liegt im Sterben und verlangt um Gottes willen, dass Du vor seinem End' noch zu ihm kommen sollst!"

„Was soll ich bei ihm thun, wenn er sterben will?" gab der Angeredete mit rauher Stimme zurück. „Ich kann sein Leben nicht aufhalten."

Ein Schauerfrost schüttelte seinen Körper, und er musste sich an dem Thürbalken anhalten.

„Kohlhütter," bat das Diandl wieder, „so komm doch gleich! 's ist wegen dem ewigen Frieden meines Vaters, er hat Dir vor seinem End' etwas anzuvertrauen."

„Geh, Vizenz, geh!" sagte sein Weib. „Wer kann wissen, was es ist. Wenn ein Mensch so dahinliegt, dass es ihm gar ans Sterben geht, muss man seinem letzten Willen wohl nachkommen."

„Kohlhütter, geh mit mir! Du musst mit mir gehen, sonst kann der Vater nicht in Frieden sterben," bat Liesi abermals und mit aufgehobenen Händen. „Der Vater hat gebeichtet, und der Pfarrer hat gesagt, wir sollen um Dich schicken, 's ist was Geheimes, etwas von Deinem Großvater. Wie ich vernommen hab', soll's wegen einem Geld was sein, und da bin ich, dass Du ja gewiss mitgehst, gleich selber zu Dir gekommen."

„Geh," bat das Weib, „wer weiß, was es ist! Von Deinem Großvater haben sich die Leut' allweil erzählt, dass er Geld gehabt hätt', leicht weiß der Dornwirt was davon."

„Wenn mein Großvater, der Lump, sein Geld vergraben hat und der Dornwirt gewusst hat, wo es liegt, dann hat der es längst schon ausgegraben und für sich behalten."

„Wenn mein Vater etwas von Deinem Großvater hat," sagte Liesi stolz, „so bekommst Du es sicher, wenn nicht von ihm, so von mir."

„In Gottes Namen!" seufzte der Mann und nahm seinem Weibe den Kienspan aus der Hand. „Komm', was da will, mehr wie einsperren können sie mich nicht."

Er leuchtete über seine schlafenden Kinder hinweg, wie um von ihnen Abschied zu nehmen.

„Jesukindlein, schlaf bei uns und wach' bei uns!" redete das kleine Vizenzle im Schlafe auf. „Beschütz' auch die gute Dornwirt-Liesi!"

„Behüt' Dich Gott, Nanni!" wandte sich der Kohlhütter mit feuchtem Auge an sein Weib und reichte ihm die Hand. „Leicht sehen wir uns nicht so bald wieder, und leicht hilft Dir und den Kindern doch ein Herrgott."

„Kommst ja wohl heut' noch zurück?" fragte Nanni ängstlich.

„Glaub' nicht," gab er ihr zur Antwort und stürzte in die Nacht hinaus. Liesi und der Knecht folgten ihm.

Über dem Hochstadl trat der Mond aus den schwarzen Wolken hervor und spielte seine Lichter hin über die Höhen und Tiefen, über die Almen und über die Wälder und über die Wellen der Fleiß. Es war eine warme Nacht, der Hauch des Frühlings breitete sich über die Erde aus. Droben in der blauschwarzen Luft trieben lichte und dunkle Wolken dahin, aber es war nicht, wie wenn sie wanderten, es schien, als segle der Mond durch die Himmelsfernen.

Schweigend giengen die drei hintereinander her — keines sprach ein Wort. Unter ihren Füßen krachten schon die Zweige, weil der Schnee, immer mehr seiner Auflösung entgegengehend, keinen Widerstand mehr bot. Von den Tannen und Fichten fielen zuweilen Wassertropfen auf die

Wandernden herab. Das kam von dem sich auflösenden Eis, das sich in den dichten Kronen der Bäume gesammelt hatte. Unter den Nadelhölzern streckte manchmal eine Buche ihre blattlosen Zweige ihnen entgegen, und manchmal gleißte eine Birke mit silberweißer Rinde durch den stillen Wald.

Droben auf der baumlosen Höhe, wo man hinunter in den Silbergraben sah, wo der Reckkopf und der Hochstadl sich sichtbar voneinander trennten und das Brausen der Fleiß aus der Tiefe herauf wie ferner Donner klang, dort blieb Vizenz einen Augenblick stehen. Die Hand über die Augen legend, als blende sie lichter Sonnenschein, blickte er hinüber zu einem weißen Häuslein, das im Baumgarten stand, und hinunter in den Silbergraben, wo seine Lieben in der schwarzen Kohlhütte mit reinem Gewissen schliefen.

„Ein gutes Gewissen, lieber Herrgott, was das wert ist!" brummte er und legte den Arm um eine Edeltanne, die dort allein auf der Waldblöße als Samenbaum stand.

Aber auch Liesi, das Diandl, blieb stehen. Ihr Auge suchte das weiße Häuslein drüben im Baumgarten.

„Sepp," rief sie plötzlich fast laut, auf ihre Umgebung ganz und gar vergessend, „Du hast ihn umgebracht, hast meinen Vater umgebracht!"

Der Kohlhütter schauerte zusammen und eilte voraus mit großen Schritten, den Hang zur anderen Seite hinunter. Wieder kam er am Fleißbach vorüber und hörte in der Nähe seinen Wellenschlag, der auf ihn wie das Klingen von Ketten eines unschuldig Verurtheilten einwirkte. Das Muttergottesbild an der Lärche, bei dem er am Nachmittag umgekehrt war, weil er davor das Diandl knien gesehen, es war vom vollen Lichte des Mondes übergossen, und die Heilige mit dem Jesukindlein im schützenden Arme blickte mild und gütig auf ihn hernieder.

Der Dornhof war hell erleuchtet. Die Knechte und Mägde hatten sich in einer Stube versammelt, und im Krankenzimmer saß zu Häupten des todkranken Heckenbucher der Pfarrer, ein würdiger Greis, der durch viele Jahre für das Seelenheil seiner Gebirgsgemeinde mit ihren zerstreuten Bauernhöfen redlich gewirkt hatte. Sein Zuspruch schien die verlöschenden Lebensgeister des müden Mannes wach zu erhalten. Mit gefalteten Händen erzählte er ihm von den Freuden des himmlischen Reiches, von der Glückseligkeit des ewigen Lebens eines Gerechten, von der unendlichen Güte des Erlösers, der all seinen Feinden sterbend verziehen. Sein mildes Auge ruhte voll gläubiger Begeisterung bald auf dem Bilde des Gekreuzigten, bald auf den gramverzehrten Zügen Heckenbuchers. „Noch eines, Dornwirt," sagte der Priester, als der Kranke sein Auge voll auf ihn richtete, „jeder von uns begeht in seinem Leben viel Unrecht: Du hast heute die beste Absicht, das Deine ganz zu sühnen! Wenn Du aber willst, dass Dir unser lieber Heiland und Erlöser alles vergibt, dann musst auch Du jenem Menschen, der Dich durch seine böse That so schwer an Deiner Gesundheit geschädigt hat, alles verzeihen. Vergib dem Baumgarten Sepp, der schon heute durch die irdische Gerechtigkeit schwer büßen muss und sein Lebtag an den Qualen eines bösen Gewissens zu leiden haben wird, vergib auch ihm als guter Christ!"

Der Kranke schüttelte das Haupt.

„Vergib ihm, Heckenbucher," bat der Priester fast leidenschaftlich, „unserm lieben Heiland zu Ehren!"

„Wenn ich nur den Groll herausbringen könnt' aus meinem Herzen!" sagte der Kranke mit matter Stimme. Da gieng leise die Thür auf, und herein trat Liesi, seine Tochter, gefolgt von dem schwarzen Kohlhütter. Auf den Zehenspitzen schlich sie zu dem Kranken hin und beugte sich über ihn.

„Vater," sagte sie mit gedämpfter Stimme und wies mit der Hand auf die hohe Gestalt des starken Mannes, die fast bis hinauf zur Zimmerdecke reichte, „zu Deiner Ruh' und Deinem Frieden hab' ich ihn Dir hergebracht!" Die finsteren Augen des Kohlhütters irrten unstet im Zimmer umher. Bald blickten sie in das bleiche Gesicht des Kranken, bald hinauf zum Bilde des Erlösers und bald in das Gesicht des alten Pfarrers — dann blieben sie am Boden haften, als müssten sie die Nägel, mit denen die Bretter am Boden befestigt waren, zählen.

„Kohlhütter!" hauchte der Kranke und streckte die welke Hand gegen ihn aus.

„Komm her, Vizenz," sagte der Pfarrer, „es handelt sich hier um ein Unrecht, das an Dir begangen worden ist und nun nach Kräften wieder gutgemacht werden soll!"

„Unrecht!" stieß der Mann zwischen den Zähnen hervor. „Ich weiß von keinem Unrecht, das mir der Heckenbucher angethan hat. Ich weiß nicht, Hochwürden Herr Pfarrer, was ich hier eigentlich zu thun hab'!"

„Komm, Vizenz, komm her," bat der Kranke, „gib mir die Hand!"

Der Pfarrer stand auf, ergriff die Hand des Mannes und führte ihn an das Bett heran. Willenlos ließ dieser es geschehen.

„Ich kann sie nicht nehmen, Deine Hand," sagte er dort mit bebender Stimme zum Kranken.

Heckenbucher hatte die Worte überhört. Halb im Fiebertraum redete er: „Kohlhütter, ich hab' ein schweres Unrecht an Dir verübt, und das lasst mich nicht sterben, eh' ich's nicht wieder gutgemacht, soweit es noch zum Gutmachen ist! — War ein alter Mann," erzählte er mit immer schwächer werdender Stimme, „der hat den Buben von seinem Sohn, der früh im Steinbruch verunglückt war, bei sich gehabt, und dieser Bub', das warst Du. Warst damals noch ganz klein und hast nicht gewusst, warum Du eigentlich auf der Welt bist. — Ist zu mir gekommen einmal, wie's ihm mit seinem G'sund schlecht gegangen ist, der alte Kohlhütter, Dein Großvater, und hat mir zweitausend Gulden Erspartes gegeben. Hat zu mir gesagt: ‚Heckenbucher, bist allweg als ehrlicher, rechtschaffener Mensch bekannt — nimm das Geld und treib Handel damit, wirst viel verdienen! Wenn der Bub' älter und größer geworden ist, gibst's ihm mit den Zinsen. Kannst mir Dein Wort geben, Heckenbucher,' hat er mich gefragt, ‚dass Du's so thun wirst, und kannst Du mir's beim heiligen Jesus und seiner lieben Mutter schwören?' — Und ich hab' ihm mein Wort gegeben und hab' beim heiligen Jesus und seiner lieben Mutter geschworen, dass ich so thun

werd', wie er mich gebeten hat. Ich hab' mir viel erwirtschaftet, bin reich geworden, aber mein Geiz hat es mir nicht zugelassen, dass ich Dir das Geld gegeben hätt', und jetzt kann ich's nimmer, muss es mein Kind, die Liesi, thun."

„Vater," sagte das Diandl, das bis jetzt weinend neben dem Bette gesessen war, und stand auf, „Vater, der Kohlhütter wird von mir alles kriegen, bei einem Kreuzer alles, wenn Du es ihm nicht geben kannst! — Kohlhütter," bat sie mit flehend aufgehobenen Händen, „vergib uns! Wir sind schuld, dass es Dir, Deinem Weibe und Deinen Kindern bis heut' so schlecht ergangen ist, aber wie Du siehst, ist der arme Vater genug dafür gestraft worden."

„Droben im Himmel lebt ein Gott," sagte der Priester. „Wenn es Dir auch bis jetzt schlecht ergangen ist, Kohlhütter, thu aber doch alles vergessen und verzeih dem kranken Mann!"

„Was hab' ich zu verzeihen?" rief Vizenz und sank vor dem Bette in die Knie. „Du musst mir vergeben, Heckenbucher, denn ich hab' die größere Schuld an Dir verübt!"

Ein heftiger Weinkrampf erstickte seine Stimme.

Der Kranke riss die Augen weit auf und starrte den Weinenden an.

Einige Zeit vergieng, ehe dieser sich gefasst hatte, dann aber sprach er mit fester Stimme: „Heckenbucher, Dornwirt, hör' mich an, ehe Du stirbst, damit Du nicht auf den Gefehlten einen Groll mit hinübernimmst in die Ewigkeit! Nicht der Baumgarten Sepp, der heute unschuldig sitzt, hat Dich gestochen. Ich hab's gethan, weil ich Dich ausrauben wollt' im Schnapsrausch!"

Ein zweifacher Schrei gellte durch die Stube. Das Diandl hatte den einen ausgestoßen und den anderen der Kranke, der mit geschlossenen Augen in die Kissen zurücksank. Liesi lehnte am Bette und hielt sich mit beiden Händen an dessen Lehne fest. Ihre großen Augen, mit denen sie den Mann jetzt wie geistesabwesend anstierte, waren noch größer geworden, und ihr Gesicht war bleich dabei, als hätte sie keinen Tropfen Blutes mehr in sich.

Der Kohlhütter stand auf.

„Ja, ich hab' es gethan! Der Herr Pfarrer und alle hier haben es gehört, dass ich es gethan hab'!"

„Vizenz," rief der Pfarrer, „wie konnte Dir so was in den Sinn kommen?"

„Haben leicht fragen, Hochwürden! Wenn ich's heut' nur selbst wüsst', wie es gekommen ist! Haben halt wieder einmal meine Kinder daheim geschrien um Brot, und ich konnt' ihnen keins geben, weil ich dazumal wie heut' keinen Verdienst hatte. Da bin ich in meiner Verzweiflung zum Bachwirt hinunter und hab' auf Borg Schnaps getrunken. Beim Heimgehn seh' ich den Dornwirt bei stockfinst'rer Nacht vor mir herfahren, und beim Bachwirt hab' ich zuvor gehört, dass er einige Stückl Vieh in der Stadt verkauft hat, und da — ein plötzlicher Gedanke im Rausch — und fertig war's. — Heute," fuhr er fort, „wie ich das Diandl beim Fleißbach drunten weinen gesehn hab', wie

ich so g'sehn hab', was für ein Herzweh sie leidet, und wie ich g'hört hab', dass sie meinen halbverhungerten Kindern Futter gegeben hat, da hab' ich mir vorg'nommen, ich thu's, dass ich den Unschuldigen heraus- und den Schuldigen hineinbring'. Jetzt, da ich weiß, dass mir von meinem Großvater ein Geld zukommt und daher die Meinen nicht verhungern, geh' ich mit leichtem Herzen ins Gericht und zeig' mich selber an. — Diandl, verzeih mir!" wandte er sich mit aufgehobenen Händen an Liesi, dann riss er die Thüre auf und stürzte in die Nacht hinaus.

Das Kerzenlicht war durch die Zugluft erloschen, und es war finster geworden in der Stube.

„Deine Schuld, meine Schuld," phantasierte der Kranke.

❦

Es war ein sonniger Vormittag, als sie den Heckenbucher zur ewigen Ruhe hinunter in die Gleim trugen. Nachdem es mehrere Tage geregnet, hatte sich der Himmel wieder ausgeheitert, und der Schnee war bis auf die schattigen Gräben und die höheren Almen aus der Gegend verschwunden. Es trocknete langsam auf den sonnigen Hängen, und hier und dort kam schon grünes Gras unter dem braunen abgestorbenen hervor.

Drunten im Pfarrkirchlein der Gleim läuteten die Glocken. In der sonnigen Luft verzitterten ihre Klänge und mischten sich mit dem Sange der auf- und niedersteigenden Lerchen. Aus den Wäldern herüber klang der Lockruf der Holztaube.

Es war ein langer Zug Menschen, der sich hinter dem schwarzen Sarge einherbewegte. Aus dem Silbergraben, aus dem Baumgarten, aus der Gleim drunten und allenthalben waren die Leute herbeigeströmt, um den Verstorbenen bis zum Grabe zu geleiten. Er war als der reichste Besitzer der Gegend bekannt, und viele hatten bei ihm Geld geliehen und waren seine Schuldner gewesen. Jetzt beteten sie für seine abgeschiedene Seele oder erzählten sich allerhand Geheimnisvolles von ihm und dem schwarzen Vizenz, dem Kohlhütter, vom Gelde, das der Verstorbene diesem genommen, und sie meinten, dass er nicht Ruhe haben werde im Grabe, bevor an die arme Familie nicht der letzte Kreuzer des unrecht erworbenen Geldes abgezahlt sei. Über den Baumgarten Sepp sprachen sie und seine Unschuld, über die grausige That des Kohlhütters, der aus der Gegend verschwunden war. Manch einer hatte dem armen Weibe, das, wie es alles erfahren, vor Schreck krank geworden war, und den Kindern etwas hinübergeschickt in die Hütte im Silbergraben, aber das alte Mütterl des Baumgarten Sepp that das Beste: sie pflegte Nanni und ihre Kinder. Weil man Barmherzigkeit erweisen müsse, wenn man Gerechtigkeit erfahren wolle, sagte sie den Leuten.

Liesis Trauer um den dahingeschiedenen Vater war eine aufrichtige. Jenes wilde, nagende Herzweh aber, das sie den ganzen Winter empfunden, war von ihr gewichen, und sie konnte wieder ruhig denken. Lange schon waren alle heimgegangen in ihre Häuser auf die Berge oder in ihre Waldhütten, als sie noch immer betend am Grabe ihres Vaters kniete.

Als auch sie aufgestanden war, um heimzukehren, legte sich eine Hand auf ihre Schulter, und eine Stimme, die sie lange nicht mehr gehört, klang ihr in den Worten: „Liesele, das war eine böse Zeit für uns!“ entgegen.

Mit hochgeröthetem Gesichte wandte sie sich um und blickte einem jungen Burschen in zwei dunkle Augen. Das waren jene Verbrecheraugen, wegen deren sie viele Tage und Nächte heimlich geweint, deren Besitzer aber kein anderes Verbrechen begangen hatte als das Herz eines jungen Diandls ganz und gar zu stehlen. Jetzt, da das Gesicht des jungen Burschen bleich und abgezehrt aussah und er als Unschuldiger heimgekommen war, jetzt gehörte es erst recht ihm, dieses kleine hochklopfende Herz.

War ein Bursch, gewachsen wie eine junge Tanne, an den sich jetzt das Diandl weinend anschmiegte, und zu dem es voll inniger Liebe aufblickte.

„Sepp,“ sagte sie, „es war so hart, so viel hart! Aber wie gut, dass Du nur wieder als unschuldig daheim bist!“



Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.